


EKKEHARD FELDER
(Herausgeber)

Sprache

Mit Beiträgen von

Jochen A. Bär · Nina Berend · Katharina Bremer
Ekkehard Felder · Fritz Hermanns † · Jörg Kilian
Klaus-Peter Konerding · Klaus J. Mattheier
Marcus Müller · Jörg Riecke · Jörn Stegmeier
Jana Tereick · Herbert Ernst Wiegand

 Springer

IM AUFTRAG DER GESELLSCHAFT DER FREUNDE
UNIVERSITÄT HEIDELBERG E.V.
UND DES REKTORS DER UNIVERSITÄT HEIDELBERG
herausgegeben von Prof. Dr. Michael Wink

WISSENSCHAFTLICHER BEIRAT

Martin Bopp · Joachim Funke · Hans Gebhardt · Helmuth Kiesel · Stefan M. Maul
Veit Probst · Arnold Rothe · Volker Storch · Michael Wink

BANDHERAUSGEBER

Prof. Dr. Ekkehard Felder

Universität Heidelberg, Germanistisches Seminar
Hauptstraße 207–209, 69117 Heidelberg
felder@gs.uni-heidelberg.de

REDAKTION

Jana Tereick, M.A.

Universität Heidelberg, Germanistisches Seminar
Hauptstraße 207–209, 69117 Heidelberg
jana.tereick@gs.uni-heidelberg.de

ISBN 978-3-642-00341-7 e-ISBN 978-3-642-00342-4

Heidelberger Jahrbücher (Series) ISSN 0073-1641

Mit 40 Abbildungen, davon 6 in Farbe und 2 Tabellen

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dbb.de> abrufbar.

© 2009 Springer-Verlag Berlin Heidelberg

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, des Vortrags, der Entnahme von Abbildungen und Tabellen, der Funkübertragung, der Mikroverfilmung oder der Vervielfältigung auf anderen Wegen und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Eine Vervielfältigung dieses Werkes oder von Teilen dieses Werkes ist auch im Einzelfall nur in den Grenzen der gesetzlichen Bestimmungen des Urheberrechtsgesetzes der Bundesrepublik Deutschland vom 9. September 1965 in der jeweils geltenden Fassung zulässig. Sie ist grundsätzlich vergütungspflichtig. Zuwiderhandlungen unterliegen den Strafbestimmungen des Urheberrechtsgesetzes.

Umschlaggestaltung: WMX Design GmbH, Heidelberg
Satz und Umbruch durch PublicationService Gisela Koch, Wiesbaden
mit einem modifizierten Springer-J^ATeX-Makropaket

Gedruckt auf säurefreiem Papier

9 8 7 6 5 4 3 2 1

springer.de

Vorwort

Leben wir in einer Zeit der Sprachvergessenheit? Die Unhintergebarkeit menschlicher Erkenntnis ist seit Kant ein Topos und findet bei Humboldt eine Zuspitzung auf die Sprache als *das* Medium der Erkenntnis. Auch heute noch wird Sprache offensichtlich für so wichtig erachtet, dass sie Anlass zahlreicher Umfragen in den Medien, Grundlage vielfältiger Kompetenzüberprüfungen in den Schulen und mitunter Zankapfel politischer Auseinandersetzungen ist. All dies scheint keineswegs auf eine sprachvergessene Zeit zu deuten.

Andererseits wird gerade in unserer Zeit den Dingen Vorrang vor den Worten eingeräumt (cf. Redewendungen wie *Worte sind wie Schall und Rauch; nicht reden, sondern handeln*), der sprachlichen Betrachtung wird allenfalls Evidenzcharakter zugesprochen. Die Dinge sind wie sie sind. Es zählen die Fakten. Sprache ist nur das Wie des Gesagten, im Kern geht es aber um das Was.

Was wie ein Widerspruch erscheint, entpuppt sich als ein gespaltenes Verhältnis vieler Zeitgenossen zur Sprache und kann paradoxerweise durchaus nebeneinander existieren. Wenn eine Sprachbetrachtung nützlich sein kann, so wird sie gerne vorgenommen. Mitunter wird sogar in Auseinandersetzung über die Problematisierung der sprachlichen Ausdrucksweise der Maßstab für die Lösung strittiger Fragen gesucht: Der inhaltliche Streit soll dann über die Feststellung des „richtigen“ sprachlichen Zugriffs entschieden werden. Das überfordert selbstredend die Sprache, deren Verwendungsweisen wie die mit ihr thematisierten Inhalte immer wieder neu ausgehandelt werden müssen.

Vor dem Hintergrund des so skizzierten Befundes will dieser Band an einschlägigen Themen der Sprachwissenschaft darlegen, wie sich die Entwicklung und Variationsbreite von Sprache beschreiben lässt, was dies über die Sprecher und ihr zeitspezifisches Denken und Wissen aussagt und wie sich die Komplexität der sprachlichen Gebrauchsformen linguistisch erfassen lässt. In diesem Band stellen Sprachwissenschaftler die Bandbreite linguistischer Forschungen für an Sprache Interessierte vor und verdeutlichen damit die anthropologische und gesellschaftspolitische Relevanz der Sprache.

Besonderer Dank gilt Jana Tereick M.A. für die gewissenhafte Lektüre sowie das Redigieren aller Beiträge. Das Buch widme ich meinem fünfjährigen Sohn Caleb, der im Urlaub in Norddeutschland feststellt: „Hier sagen die Leute *ne*, geil Mama?“

Heidelberg, im Januar 2009

Ekkehard Felder

Inhaltsverzeichnis

- EKKEHARD FELDER
Einführende Bemerkungen zur Sprache 1
- EKKEHARD FELDER
Sprache – das Tor zur Welt? 13
Perspektiven und Tendenzen in sprachlichen Äußerungen 13
- JOCHEN A. BÄR
Die Zukunft der deutschen Sprache 59
- JÖRG RIECKE
Sprachgeschichte trifft Medizingeschichte.
Über die Aufgaben der Sprachgeschichtsschreibung 107
- JÖRG KILLIAN
„Wie muß das heissen?“
Hochsprachnormierung und Sprecherziehung
im Lehrsprach des 18. Jahrhunderts. Ein Beitrag der Historischen
Dialogforschung zur Erklärung des Sprachwandels 131
- KLAUS-PETER KONERDING
Diskurslinguistik – eine neue linguistische Teildisziplin 155
- FRITZ HERMANN'S †
Linguistische Hermeneutik.
Überlegungen zur überfälligen Einrichtung eines in der Linguistik
bislang fehlenden Teilfaches 179
- NINA BEREND
Standardsprache – Alltagssprache.
Eine Aufnahmeaktion zur Untersuchung der Variation
im gesprochenen Standarddeutsch 215
- KLAUS J. MATTHEIER
Kommunikationsprofil: ein zentrales Analysefeld der Dialektsoziologie –
am Beispiel des Heidelberger Dialekts 235

HERBERT ERNST WIEGAND

Nichtnatürlich über natürliche Sprache schreiben.
Zu einigen formalen Aspekten von Wörterbuchartikeln 247

JÖRN STEGMEIER

Grundlagen, Positionen und semantische Kämpfe
in der Orthographiediskussion 287

MARCUS MÜLLER

Zur Ikonisierung komplexer Sprachzeichen in der Medienwelt –
das Beispiel Infografik 317

KATHARINA BREMER

Spracherwerb – Vielfältige Perspektiven gefragt 341

JANA TEREICK

Sprachkritik und Sprachmagie.
Eine Kategorisierung von Formen der Sprachkritik
vor dem Hintergrund des Streits zwischen Sprachkritikern
und Sprachwissenschaftlern 363

Autorinnen und Autoren

Priv.-Doz. Dr. JOCHEN A. BÄR

Universität Heidelberg, Germanistisches Seminar
Hauptstraße 207–209, 69117 Heidelberg
jochen.baer@gs.uni-heidelberg.de

Prof. Dr. NINA BEREND

Institut für Deutsche Sprache
R 5, 6–13, 68161 Mannheim
berend@ids-mannheim.de

Dr. KATHARINA BREMER

Universität Heidelberg, Germanistisches Seminar
Hauptstraße 207–209, 69117 Heidelberg
bremer@uni-heidelberg.de

Prof. Dr. EKKEHARD FELDER

Universität Heidelberg, Germanistisches Seminar
Hauptstraße 207–209, 69117 Heidelberg
felder@gs.uni-heidelberg.de

Priv.-Doz. Dr. FRITZ HERMANNST

Prof. Dr. JÖRG KILIAN

Universität Kiel, Germanistisches Seminar
Olshausenstraße 40, 24098 Kiel
kilian@germsem.uni-kiel.de

Prof. Dr. KLAUS-PETER KONERDING

Universität Heidelberg, Germanistisches Seminar
Hauptstraße 207–209, 69117 Heidelberg
klaus-peter.konerding@gs.uni-heidelberg.de

Prof. Dr. Dr. h. c. KLAUS J. MATTHEIER

Universität Heidelberg, Germanistisches Seminar
Hauptstraße 207–209, 69117 Heidelberg
klaus.mattheier@gs.uni-heidelberg.de

Dr. MARCUS MÜLLER

Universität Heidelberg, Germanistisches Seminar
Hauptstraße 207-209, 69117 Heidelberg
marcus.mueller@gs.uni-heidelberg.de

Prof. Dr. JÖRG RIECKE

Universität Heidelberg, Germanistisches Seminar
Hauptstraße 207-209, 69117 Heidelberg
riecke@gs.uni-heidelberg.de

JÖRN STEGMEIER, M.A.

Universität Heidelberg, Germanistisches Seminar
Hauptstraße 207-209, 69117 Heidelberg
joern.stegmeier@gs.uni-heidelberg.de

JANA TEREICK, M.A.

Universität Heidelberg, Germanistisches Seminar
Hauptstraße 207-209, 69117 Heidelberg
jana.tereick@gs.uni-heidelberg.de

Prof. em. Dr. Dr. h. c. mult. HERBERT ERNST WIEGAND

Universität Heidelberg, Germanistisches Seminar
Hauptstraße 207-209, 69117 Heidelberg
herbert.ernst.wiegand@gs.uni-heidelberg.de

Die Zukunft der deutschen Sprache*

JOCHEN A. BÄR

1. Die Sprache im Wandel

Ein Paradoxon frei nach Martin Luther: *Die Sprache ist der Spracher größter Feind und tut ihr unablässig Schaden. Die Sprache ist der mächtigste Freund der Sprache und erhält sie allein.*¹ Denn spricht man nicht jeden Tag und hört man nicht andere sprechen, so geht einem die Sprache verloren. Wer längere Zeit im Ausland ist und keine Gelegenheit hat, seine Muttersprache zu üben, erfährt, dass sie ihm mit der Zeit teilweise abhanden kommt, dass sie sich aber unmittelbar wieder einstellt, sobald er sie hören und mit anderen sprechen kann. Nur die aktive Teilhabe an der Sprache erhält dem Einzelnen die Sprache. Er lernt sie nicht ein für allemal (und sei es als Muttersprache), um sie dann stets gleichbleibend zu beherrschen, sondern muss den Spracherwerb jeden Tag, ja jeden Augenblick im Kleinen wiederholen. Entsprechend verfügt jeder Mensch über einen ausgeprägten Nachahmungstrieb, um sich das ihm von allen Seiten Vorgesprochene und auch Vorgesprochene immer wieder von Neuem anzueignen. Eben darin aber gründet die Wandelbarkeit der Sprache, denn was man im faustischen Sinne täglich erobern muss², ist kein sicherer Besitz, sondern „wintschaffen“ (Gottfried von Straßburg, *Tristan*, V. 15740), also schwankend und keinen Augenblick sich selbst gleich. Wer, um bei der Sprache zu bleiben, anderen nachspricht, die ihrerseits anderen nachsprechen, die ihrerseits ... – der bleibt bei der Sprache, ohne bei der Sprache zu bleiben, denn die Sprache, bei der er bleibt, bleibt nie dieselbe Sprache. Wäre es anders, sprächen wir noch heute wie zur Zeit Karls des Großen; es gäbe keine Wörter, um das alltägliche Leben zu gestalten (und folglich weder *Auto* noch *Telefon*, weder *Beruf* noch *Freizeit*, weder *freiheitlich-demokratische Grundordnung* noch

* Bei Teilen des vorliegenden Beitrags handelt es sich eine Umarbeitung von Passagen älterer Beiträge (Bär 1999; ders. 2000a). Ich danke Sarah Stephan (Heidelberg) und Jana Terleck (Heidelberg/London) für zahlreiche Anregungen und wertvolle Hinweise.

¹ Vgl. Martin Luther, *Von der Freiheit eines Christenmenschen* (1520): „Eyn Christenmensch ist eyn freyer herr uber alle ding und niemandt unterthan. Eyn Christenmensch ist eyn dienstpar knecht aller ding und yderman unterthan.“ (*D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe*, Weimar 1883ff. Bd. 7, 21.)

² Johann Wolfgang Goethe, *Faust II*, V. 11575f.

arbiträr: Es gibt keinerlei Notwendigkeit oder selbst nur vernünftigen Grund, warum ein Zeichen in einer bestimmten Art verwendet wird, und warum es gerade dieses Zeichen sein muss. Gäbe es eine solche Notwendigkeit, so müssten logischerweise alle Sprachen dasselbe Wort für dieselbe Sache haben, und es gäbe also überhaupt keine verschiedenen Sprachen. Was man im Deutschen *Stuhl* nennt, heißt aber nun einmal im Französischen *chaise*, und es wäre unsinnig zu behaupten, dass eines von beiden das ‚bessere‘ Wort sei – obgleich sie sich nicht nur in der Lautgestalt unterscheiden, sondern auch noch im Geschlecht: *der Stuhl* (Maskulinum), *la chaise* (Femininum). Niemand würde auf schlechten Gedanken kommen zu behaupten, dass ein solches Sitzmöbel seiner natürlichen Beschaffenheit gemäß eher männlich oder eher weiblich sei. Niemand würde auch ernsthaft auf den Gedanken kommen, das Deutsche sei dem Französischen überlegen, weil es statt nur zweier Genera deren drei unterscheidet.⁴ Und betrachtet man noch einmal genauer die Wörter *Stuhl* und *chaise* selbst, so erkennt man, dass sie nicht nur in der Lautgestalt verschieden sind, sondern auch semantisch, will sagen, dass sie Verschiedenes bezeichnen. *Chaise* heißt nämlich auf Französisch nicht nur ›Stuhl‹, sondern auch ›Kutsche‹. *Stuhl* steht aber im Deutschen nicht gleichfalls für ›Kutsche‹, vielmehr für etwas, das man auf einer ganz bestimmten und durchaus nicht prototypischen Sorte Stuhl hinterlässt – wofür nun aber wiederum das Französische *chaise* nicht stehen kann.

All diese sprachlichen Unterschiede kann man historisch selbstverständlich irgendetwas erklären, aber eben nur als individuelle Phänomene, nicht als notwendige. Französisch *chaise* für ›Kutsche‹ und deutsch *Stuhl* für ›Kot‹, das ist im einen Fall Metaphorik, im anderen Metonymie (konkret: Tätigkeit für Produkt) in Wechselwirkung mit Wortkürzung (*Stuhl* aus *Stuhlgang*); warum jedoch die eine Sprache an der bewussten Stelle so verfährt, die andere anders, das kann man höchstens vermuten. Wenn nun dergleichen aber schon im historischen Rückblick nicht gelingen will, wieviel weniger dann in der Vorschau.

Gleichwohl lässt sich der mit dem Titel des Beitrags erhobene Anspruch aufrechterhalten. Zwar sind sichere Vorhersagen in der Sprachwissenschaft nicht möglich, behutsame Prognosen hingegen schon. „Sprache ist historisch“, heißt nämlich auch, dass nichts in ihr einfach vom Himmel fällt. Jedes Phänomen hat vielmehr seine Geschichte, und es ist in aller Regel die Geschichte eines beständigen Wandels, nicht die einer abrupten Neuerung. Nach der Zukunft der Sprache zu fragen, heißt, diese Zukunft als Fortsetzung einer kontinuierlichen Entwicklung zu begreifen, deren bekannte Vergangenheiten bis in die Gegenwart hinein verfolgt wird. Wer einer solchen Entwicklungslinie nachgeht, kann dann ungefähr die Richtung angeben, in der sie künftig weiterverlaufen wird,

4. Zum Phänomen des grammatischen Geschlechts (Genus) und zu der Tatsache, dass es mit dem natürlichen Geschlecht (Sexus) historisch nichts zu tun hat, vgl. Bär (2004).

germanistische Linguistik), hingegen etliche Wörter zum Pflügen, Frönen und Beten. Vermutlich säße der Mensch sogar noch auf den Bäumen, denn eine Sprache, die sich nicht verändern kann, wäre niemals auch nur entstanden. Nie hätte jemand überhaupt angefangen zu sprechen, d. h. sein äffisches Gekreiseln und Gebrüll nach und nach (über Generationen hinweg) modifiziert.

Doch obwohl der sprachliche Wandel nicht nur eine Tatsache, sondern, wie sich zeigt, eine Notwendigkeit zur Erklärung des Status quo ist, muss es zugleich auch ein Moment der Kontinuität in der Sprache geben, da anders keine Verständigung möglich wäre. In der Tat ist dieses Moment so ausgeprägt, dass nicht nur eine Kommunikation zwischen Zeitgenossen möglich ist, sondern dass sprachliche Äußerungen oft über Jahrhunderte hinweg mehr oder weniger verständlich bleiben.³ Solche Dauerhaftigkeit der Sprachgestalt begründet die Verlässlichkeit der Sprache. Kontinuierliche Verständlichkeit ist sogar in solchem Maße eine Selbstverständlichkeit, dass nicht das Bleibende, sondern der Wandel vom einzelnen Sprecher als auffällig wahrgenommen wird.

2. Prognostizierbarkeit des Wandels

Über die Zukunft einer Sprache ist nachzudenken – nicht hingegen ist sie, wie beispielsweise das Wetter, vorherzusagen. Die Sprache, anders als das Wetter, ist kein Naturphänomen, sondern eine kulturelle und damit historische Gegebenheit. Diese Erkenntnis unterscheidet die heutige Linguistik von der Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts. Damals hielt man Sprachen für natürliche Organismen, die wachsen, blühen, verfallen und schließlich absterben; die Organismus-Metapher wurde als vollkommen adäquat empfunden. Aus heutiger Sicht kann eine Sprache zwar ‚aussterben‘ in dem Sinne, dass es keine Sprachgemeinschaft mehr gibt, die sie aktiv spricht, aber dies unterliegt keiner natürlichen und damit unabwendbaren Gesetzmäßigkeit und lässt sich eben deshalb auch nicht vorhersagen. Noch weniger kann mit Sicherheit prognostiziert werden, welche konkreten Phänomene sprachlichen Wandels in Erscheinung treten werden.

Auch wenn die Historiographie immer wieder einmal in „Teleologiefällen“ (Fritzen 2007) tappt: Dass etwas historisch ist, darunter versteht man heute gemeinhin die Tatsache, dass es eine individuelle Geschichte hat, in der kein logisches Prinzip, sondern letztlich nur der Zufall waltet. In eben diesem Sinne ist die Sprache ein historisches Phänomen, und zwar ihren innersten Prinzipien gemäß. Eine Sprache ist ein System von Zeichen und Regeln zu deren Verwendung, Sprachliche Zeichen sind dabei – worauf bereits der Begründer der modernen Linguistik, Ferdinand de Saussure, nachdrücklich hinweist –

3. Bei allen Verständigungsproblemen, die Texte des 18. und 19. Jahrhunderts heute bereits machen (vgl. Abschnitt 3.6.3), sind viele von ihnen doch immer noch um vieles verständlicher, als man bei derartigen zeitlichen Abständen streng genommen glauben sollte.

sofern nicht Diskontinuität eintritt, d. h. Unvorhersehbares sich ereignet (was selbstverständlich jederzeit der Fall sein kann).⁵

3. Entstehung und Geschichte der neuhochdeutschen Sprache: ein Abriss

Eine Grundatzfrage jeder Sprachgeschichtsschreibung ist die Frage der Periodengliederung. Wie diese Gliederung ausfällt, liegt nicht in der Sache. Vielmehr müssen Sprachhistoriker/innen immer entscheiden und darüber Aufschluss geben (zumindest sich selbst), nach welchen Kriterien sie die zeitliche Abfolge gliedern. Prinzipiell gibt es zwei Möglichkeiten: Einerseits können sprachinterne Aspekte wie Laut- und Formenwandel, Wortschatz- und Syntaxentwicklung herangezogen werden, andererseits ist es möglich, sich an sprach- und Prozesse für die Sprachgeschichte zu betonen. Zu nennen wären beispielsweise: die Kulturpolitik Karls des Großen, die Rolle der Klöster als Zentren der schriftlichen Überlieferung im 8. bis 10. Jahrhundert, die Entstehung des Rituertums, die deutsche Ostkolonisation im 11. bis 14. Jahrhundert, der Aufstieg der Städte im späten Mittelalter, die große Pest von 1348, die Erfindung des Papiers und des Buchdrucks mit beweglichen Lettern, die Reformation und der Dreißigjährige Krieg, die Weimarer Klassik und die Reichsgründung von 1871, schließlich das Ende des Zweiten Weltkrieges.

An Eckdaten mangelt es nicht, und die Gliederungsmöglichkeiten sind entsprechend vielfältig⁶, zumal in der Regel sprachinterne und sprachexterne Kriterien kombiniert werden. Dies gilt auch für die vorliegende Überblicksdarstellung.

3.1. Vorgeschichte I: Indoeuropäisch und Germanisch

Das Deutsche gehört zur Familie der indoeuropäischen Sprachen. Es ist daher verwandt u. a. mit dem Altindischen (Sanskrit) und den darauf zurückgehenden Sprachen, mit dem Iranischen, dem Griechischen, den slawischen und baltischen Sprachen, dem Lateinischen einschließlich der von diesem abgeleiteten romanischen Sprachen (u. a. Rumänisch, Italienisch, Französisch, Spanisch, Portugiesisch) sowie mit dem Keltischen; innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie gehört das Deutsche zusammen mit dem Englischen, dem Friesischen, dem Niederländischen, den skandinavischen Sprachen (Dänisch,

⁵ In diesem Sinne kann man dann beispielsweise Kriterien dafür angeben, welche Chancen ein neu geprägtes Wort hat, in den allgemeinen Sprachgebrauch übernommen zu werden. Zu einer solchen „Wörtervorhersage“ vgl. beispielsweise Metcalf (2002).

⁶ Überblicke über verschiedenste Vorschläge zur Periodisierung geben Reichmann (1992) und ausführlich – Roedcke (1995). Zu den möglichen Gegenstandsbereichen der Sprachgeschichtsschreibung vgl. Mattheier (1995), zu unterschiedlichen Auffassungen und Konzepten derselben Reichmann (1998).

Schwedisch, Norwegisch, Isländisch und Färisch) sowie dem heute ausgestorbenen Gotischen zum Zweig der germanischen Sprachen. Diese unterscheiden sich von den anderen indoeuropäischen Sprachen durch eine Veränderung im System der Konsonanten, die wohl im ersten vorchristlichen Jahrtausend stattgefunden hat: die so genannte erste oder germanische Lautverschiebung. Davon betroffen sind unter anderem die Verschlusslaute p, t und k, die in den nichtgermanischen Sprachen erhalten geblieben sind, in den germanischen aber zu Reibelauten verschoben wurden: zu f, þ (entspricht im Lautwert dem englischen stimmlosen th, später dem d) und h (als *ich-Laut*, *acht-Laut* oder Hauchlaut). Also steht z. B. lat. *pater* und ital. *padre* gegenüber engl. *father*, dt. *Vater*, lat. *tres* gegenüber engl. *three*, dt. *drei* und grch. *karpos* ›Frucht, Ernte‹, lat. *carpere* ›ernten, pflücken‹ gegenüber engl. *harvest* ›Ernte‹, dt. *Herbst* ›Erntezeit‹.⁷ Das Deutsche lässt sich von den übrigen germanischen Sprachen durch die so genannte zweite Lautverschiebung abgrenzen, die gegen Ende der Völkerwanderungszeit, wahrscheinlich zwischen dem fünften und dem achten nachchristlichen Jahrhundert stattfand und noch einmal das Konsonantensystem veränderte. Unter anderem wurde p zu pf, t zu s und k zu ch, so dass z. B. engl. *plough* gegenüber dt. *Pflug* steht, engl. *that* gegenüber dt. *das* und engl. *make* gegenüber dt. *machen*.

Die von der zweiten Lautverschiebung erfassten germanischen Dialekte oder Stammsprachen, auf die auch die heutige deutsche Standardsprache historisch zurückgeht, bezeichnet man als *hochdeutsche* Dialekte. Ihnen gegenüber werden bestimmte andere germanische Stammsprachen, die von der zweiten Lautverschiebung zwar nicht erfasst wurden, aber in späterer Zeit mit dem Hochdeutschen in enge Wechselwirkung traten und teils von ihm überlagert wurden, vom Zeitpunkt der zweiten Lautverschiebung an *niederdeutsch* genannt. Zu beachten ist dabei, dass die Zusammenfassung aller dieser Sprachen unter dem Begriff ‚deutsch‘ erst Jahrhunderte nach der zweiten Lautverschiebung erfolgte, so dass es genau genommen unhistorisch ist, beispielsweise das Alemannische, Bairische oder Ostfränkische des 8., 9. oder 10. Jahrhunderts als *Athochdeutsch* und entsprechend die nördlicheren Stammsprachen als *Altniederdeutsch* zu bezeichnen.

Hinzu kommt, dass die zweite Lautverschiebung bei den Dialekten, die sie erfasste, keineswegs zu einer einheitlichen Sprachform führte. Es bleibt vielmehr zunächst bei einer Reihe zwar eng verwandter, aber doch divergenter Sprachen germanischer Stämme, an deren prinzipieller Verschiedenheit der Lautwandel nicht nur nichts änderte, sondern die er sogar noch verfestigte.

Geographisch gesehen breitete sich die zweite Lautverschiebung, ausgehend von den am weitesten südlich angesiedelten westgermanischen Stäm-

⁷ Wie die Beispiele zeigen, können die Ergebnisse der ersten Lautverschiebung durch andere Lautwandelphänomene überlagert werden: so bei *harvest* (regulär in Relation zu *karpos*), dem gegenüber jedoch *Herbst*.

men, den Alemannen, Baiern und Langobarden, nach Norden hin aus, wobei ihre Auswirkungen jedoch immer geringer wurden.⁸ Dadurch kommt die bis heute im Wesentlichen erhalten gebliebene Gliederung der deutschen Dialektlandschaft zustande: Nur in den am weitesten südlich gesprochenen (den oberdeutschen) Mundarten wurde die zweite Lautverschiebung vollständig durchgeführt; zum Mitteldeutschen hin wurde sie schrittweise immer unvollständiger übernommen, so dass in den einzelnen Gebieten unterschiedliche Konsonantensysteme anzutreffen sind. Während man im Alemannischen *Apfel* und *das* sagt, heißt es im Kurpfälzischen *Apfel* und *das*, im Rheinland hingegen *Apfel* und *dat*. Zwar gab es im Laufe der sprachhistorischen Entwicklung mehrfach Ansätze zu überregionalem Ausgleich, deren bekanntester die oberdeutsche Dichtersprache des 12. und 13. Jahrhunderts (das „klassische Mittelhochdeutsch“) ist. Doch nicht vor dem 16. Jahrhundert entstand aus den in ihrer Heterogenität auch geschriebenen Dialekten heraus eine einheitliche Schriftsprache, die als Schriftsprache dann in den niederdeutschen Gebieten übernommen wurde – ein Prozess, der erst im 18. Jahrhundert weitgehend zum Abschluss kam. In der gesprochenen Sprache etablierte sich neben bzw. (mit Blick auf sein Sozialprestige) über der dialektalen Vielfalt sogar erst im 20. Jahrhundert ein überregionaler Standard. Das Kriterium für gutes mündliches Deutsch lautet in diesem Zusammenhang: „Sprich, wie man schreibt“.⁹

3.2. Vorgeschichte II: Althochdeutsch (ca. 750 bis ca. 1050)

Prinzipiell gibt es keine Möglichkeit, zu bestimmen, wodurch genau die konkreten sprachlichen Äußerungen einer beliebigen Menge von Menschen als Manifestationen *einer* Sprache erscheinen – außer, man fragt nach der Selbstschätzung der Sprecherinnen und Sprecher. Dies wird deutlich, wenn man zum Beispiel einen beliebigen schweizerdeutschen Dialekt mit dem Letzeburgerischen (der Amtssprache Luxemburgs) vergleicht. Unter rein sprachsystematischem Aspekt, in Phonologie, Grammatik und Wortschatz, unterscheidet sich das eine vom Standarddeutschen nicht weniger stark als auf seine Weise das andere. Doch das Schweizerische gilt gemeinhin als Deutsch (seine Sprecher/

⁸ So die traditionelle, bis heute allgemeine Lehrmeinung. Zu neueren, abweichenden Erklärungsversuchen, die es „verdienen [...] [...] ernsthaft zur Kenntnis genommen zu werden“ (Peust 2005: 131), vgl. z. B. Vennemann 1994 und Lange 2001 (jeweils mit Verweis auf frühere Beiträge). Eine Sammlung kontroverser Forschungsbeiträge zur zweiten Lautverschiebung – darunter von Theo Vennemann – findet sich bei Schwert (2002).

⁹ Es versteht sich, dass dieses Postulat nicht eins zu eins gelten kann und soll. Eine vollständige Entsprechung zwischen Laut und Schrift ist nicht möglich und wird auch faktisch nicht angestrebt. Schreibpflogenheiten wie die, den Laut [] nicht als *sch*, sondern als *s* (z. B. in *stehen*) oder den Laut [a] als *e* (z. B. in *eins*) zu schreiben oder auf die Realisierung der Auslautverhärtung zu verzichten ([felf], aber *Feld* in Analogie zu *Feldes*, *Felder* usw.), fallen nicht unter das Prinzip „Sprich, wie man schreibt“.

-innen selbst nennen ihre Sprache so: *Schwyzerdütsch*), das Letzeburgerische hingegen nicht, weil seine Sprecher/-innen (historisch bedingt) ein stärkeres Abgrenzungsbedürfnis gegenüber Deutschland haben und daher nicht ‚Deutsch‘ sprechen wollen.

Was nun der Gegenwartslinguistik recht ist, muss der Sprachgeschichtsschreibung billig sein. Will sie sich von sprachhistorischem Imperialismus freihalten, so sollte sie berücksichtigen, dass die Autoren, die man dem seit Jacob Grimm so genannten Althochdeutschen zuzurechnen pflegt, die Sprache, die sie sprachen oder schrieben, gemeinhin nicht *deutsch* nannten, sondern – je nach Herkunft – *fränkisch*, *bairisch*, *thüringisch* usw.

Das Wort *deutsch* geht zurück auf althochdeutsch *diutisc*, mittelhochdeutsch *diutsch*, das sich etymologisch an das Substantiv *diot*, *diet* ‚Volk, Volksstamm‘ anschließen lässt. Man kann hierzu die germanische Vorform **peoda* und zu *diutisc* das Adjektiv **peodisk* erschließen, das dann wörtlich so viel wie ›völkisch (volkhaft, nach Art des Volks, dem Volk zugehörig)‹ bedeutet haben muss. Diese germanischen Ausdrücke sind allerdings nicht überliefert, und auch das Adjektiv *diutisc* ist nach Ausweis des Leipziger *Althochdeutschen Wörterbuchs* (Große 1970–1997: 565) erst etwa um das Jahr 1000 schriftlich bezeugt. Es bleibt sogar noch 150 Jahre danach selten. Allerdings gibt es eine mittellateinische Entsprechung: ein Adjektiv *theodiscus*, das schon ab dem Jahr 786 vergleichsweise gut belegt ist. Aber dieses Wort bedeutet lange Zeit keineswegs ›deutsch‹, sondern ›germanisch‹ bzw. ›diejenige Sprache, die nicht lateinisch, sondern volkssprachlich (aber nicht romanisch) ist.‘¹⁰ Auf die Frage, welche Sprache man spreche, nannte man auch im 12./13. Jahrhundert in der

¹⁰ Zur Geschichte des Wortes *deutsch* vgl. exemplarisch Reiffenstein (2003: insbes. 2191–2199). – Aufgrund des Fehlens von Belegen für den volkssprachlichen Ausdruck und der weit gefassten Bedeutung wurde von Eugen Lerch und anderen die Ansicht geäußert, das Wort sei keine volkssprachliche, sondern eine fachsprachliche Bildung derjenigen mittelalterlichen Gelehrten, die bereits im 8. Jahrhundert ein Bewusstsein germanischer Zusammengehörigkeit, d. h. eines gemeinsamen Ursprungs germanischer Stämme und Sprachen entwickelt hatten. Genannt wird in diesem Zusammenhang in der Regel der Kreis um Alkuin von Tours, das Haupt der Hofschule Karls des Großen, dem beispielsweise der Abt von Fulda, Hrabanus Maurus, angehörte. In diesem Kreis habe man das Bedürfnis verspürt, einen Sachverhalt (eben die gesamtgermanischen Verwandtschaftsverhältnisse) zu benennen, für den es bis dahin kein adäquates Wort gab, und habe sich dafür des Kunstwortes *theodiscus* bedient. Wenn dies zutrifft, so könnte als Indiz dafür interpretiert werden, dass nicht nur die Vorstellung von der skandinavischen Herkunft und der Stammesverwandtschaft der germanischen Völkern, sondern auch das Adjektiv *theodiscus*, das zur Bezeichnung dieser Zusammenhänge im 8./9. Jahrhundert zur Verfügung stand, nicht im kollektiven Bewusstsein der Zeitgenossen verankert war. Eine volkssprachliche Entsprechung für das mittellateinische *theodiscus* ist jedenfalls, wie erwähnt, nicht vor etwa dem Jahr 1000 n. Chr. belegt. Zudem stehen die meisten *theodiscus*-Belege des 8./9. Jahrhunderts in irgendeinem Zusammenhang mit der Alkuin-Schule, also mit einem vergleichsweise kleinen Kreis von Gelehrten. Wie weitgehend dieser das kollektive Bewusstsein der weitgehend illiteraten Sprachgemeinschaft beeinflussen konnte, bleibt fraglich.

Regel noch den Namen der eigenen Stammsprache. Die Gemeinsamkeiten zwischen diesen landschaftlichen Sprachen wurden durch Verwendung der Bezeichnung *diutisc/diutsch* immer nur dann betont, wenn es um die Abgrenzung nach außen ging (so im *Renner* Hugos von Trimberg, der *tiutsche liute* sprachlich u. a. gegen *Beheim* ›Böhmen‹, *Ungern*, *Lamparten* ›Lombarden‹, *Franzois*, *Walthe* ›Welsche, d. h. Italiener‹ und *Engellant* ›Engländer‹ absetzt).¹¹

Als Beginn dessen, was im engeren Sinne als Vorgeschichte des Deutschen gelten kann, sind die Anfänge der schriftlichen Überlieferung in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts anzusehen. Damit werden etwa anderthalb Jahrhunderte aus der Betrachtung ausgeklammert, in denen vermutlich die zweite Lautverschiebung schon erfolgt war und also statt Germanisch bereits (Vor-)Deutsch gesprochen wurde. Da aber aus dieser Zeit nun einmal praktisch keine Sprachzeugnisse vorliegen, sind über sie keine sicheren Erkenntnisse zu gewinnen, sondern nur Vermutungen anzustellen.

Einen wichtigen Anstoß zum Verfassen deutschsprachiger Texte gab die Reichspolitik der Karolinger, vor allem Karls des Großen. Zur Verwirklichung von dessen Idee eines *imperium christianum* gehörte eine umfassend angelegte Kulturpolitik, die so genannte karolingische Renaissance, die auf eine Verschmelzung lateinisch-christlicher und germanischer Traditionen zielte und unter anderem eine Aufwertung der Volkssprache gegenüber der Gelehrtensprache Latein mit sich brachte. Karls Biograph Einhard berichtet, dass der König unter anderem eine Sammlung germanischer Literatur, die Einführung fränkischer Namen für die Winde und Monate und den Beginn einer »Grammatik seiner Muttersprache« veranlasst habe.¹² Zudem ordnete er an, das Volk

¹¹ Nimmt man diese Tatsachen ernst, so lässt sich die Behauptung aufstellen: Die Sprecher bzw. Schreiber des so genannten Althochdeutschen waren sich in aller Regel nicht bewusst, ‚deutsch‘ zu schreiben oder zu sprechen, und wenn doch, dann spielte dieses Bewusstsein für sie im Alltag praktisch keine Rolle. Eine Sprachgeschichtsschreibung, die das Sprachbewusstsein als relevanten, vollwertigen Gegenstand der Beschreibung ansieht (vgl. Mattheier 1995), könnte daraus den Schluss ziehen, auf die Bezeichnung *Althochdeutsch* zu verzichten. Als Alternative böte sich entweder ein Ausdruck wie *Vorddeutsch* an, der dann gleichermaßen auch für das so genannte Mittelhochdeutsche stünde (vgl. 3.3), oder ein an das zeitgenössische Wort angelehnter Ausdruck wie *Theodisk* (soll heißen: älteres Vordeutsch). Die Form *Theodisk* (anstelle von *Diutisk*) entspricht dem mittellateinischen Adjektiv. Dieses, wie erwähnt, ist seit 786 belegt und als Vorbild für einen Terminus, der für gut dreihundert Jahre (ca. 750 bis ca. 1050 n. Chr.) stehen soll, besser geeignet. Der am Lateinischen orientierte Ausdruck kann zudem andeuten, wer damals tatsächlich über ein Bewusstsein sprachlicher Einheitlichkeit verfügt haben dürfte: nicht die gesamte Sprachgemeinschaft, sondern eben nur einige Gelehrte (vgl. Ann. 10). – Der Grund dafür, dass der vorliegende Beitrag gleichwohl die Bezeichnung *Althochdeutsch* beibehält, ist ein wissenschaftspragmatischer: die Wertschätzung der kommunikationssichernden Funktion, die etablierte Termini in der Regel auch dann behalten, wenn sie sich als problematisch erweisen.

¹² *Inchoavit et grammaticam patrii sermonis*. – Unter dieser »Grammatik«, die (falls es sie tatsächlich gegeben hat) nicht erhalten geblieben ist, wird man sich selbstverständlich kein Regelwerk im heutigen Sinne vorstellen dürfen.

in seiner eigenen Sprache mit den christlichen Glaubensinhalten vertraut zu machen, so dass das Übersetzen bestimmter kirchlicher Texte nötig wurde.

Da die Volkssprache auf die meisten der zu vermittelnden Inhalte allerdings gar nicht vorbereitet war, will sagen, da schlicht die entsprechenden Wörter fehlten, mussten viele Ausdrücke aus den klassischen Sprachen, vor allem aus dem Lateinischen übernommen werden. Es kam mithin bereits vor dem Beginn der deutschen Sprachgeschichte im engeren Sinne zu einem ersten Schub von Fremdwortentlehnungen, denen man allerdings ihre Herkunft heute kaum noch ansieht. Zu ihnen gehören Wörter wie *Kirche* (aus grch. *kyrikón* ›Gotteshaus‹), *Bischof* (aus grch. *epískopos*), *Engel* (aus grch. *ángelos*), *Kreuz* (aus lat. *crux*), *opfern* (aus lat. *operari*), *predigen* (aus lat. *predicare*), *dichten* (aus lat. *dicere*), *schreiben* (aus lat. *scribere*), *Kopf* (aus lat. *cuppa*), *Körper* (aus lat. *corpus*), *Tisch* (aus lat. *discus*), *Fenster* (aus lat. *fenestra*), *Mauer* (aus lat. *murus*), *Ziegel* (aus lat. *tegula*), *Wein* (aus lat. *vinum*), *nüchtern* (aus lat. *nocturnus*) und viele andere – also nicht nur Wörter aus dem Bereich der christlichen Religion, sondern solche, die bis heute zum Alltagswortschatz gehören. Dass diese Wörter wie einheimische klingen und aussehen, hingegen die in jüngerer Zeit und aus anderen Sprachen (v. a. dem Französischen und dem Englischen) übernommenen Ausdrücke eine erkennbar fremde Gestalt behalten haben, erklärt sich zum einen aus dem größeren zeitlichen Abstand, denn die älteren Fremdwörter haben verschiedene Lautwandelerscheinungen mitdurchlaufen, die zur Zeit, als die jüngeren entlehnt wurden, bereits abgeschlossen waren.¹³ Es erklärt sich aber vermutlich auch dadurch, dass im frühen Mittelalter die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung über keinerlei Latein- bzw. Griechischkenntnis verfügte, und dass Fremdartigkeit des Ausdrucks mithin keinerlei Selbstzweck haben konnte. Das war bereits im hohen Mittelalter ganz anders, als die Angehörigen des Ritterstandes sich am Vorbild Frankreichs orientierten und viele französische Ausdrücke aus dem Bereich der höfischen Kultur übernommen wurden. Wer Wörter wie *marvellos* (›wunderbar‹), *krte* (›Kampfgeschrei‹), *prisant* (›Geschenk‹), *schoie* (›Freude‹), *schatel* (›Schloss‹), *turnei* (›Ritterkampf‹), *visier* (›Helmgitter) und *zimierde* (›Helmschmuck‹) verwendete, der wollte mit fremdsprachlichen Kenntnissen glänzen, so wie man es seither immer

¹³ Wörtern, die mehrmals übernommen wurden, kann man die unterschiedlichen Zeitpunkte der Entlehnung im Vergleich besonders gut ansehen. Ein Beispiel ist das lateinische *palatium* (›Residenz, Wohnung des Herrschers‹, nach dem Mons Palatinus, demjenigen der sieben Hügel Roms, auf dem das Wohnhaus des Augustus stand): Bereits vor der zweiten Lautverschiebung wurde es erstmals aus dem Spätlateinischen entlehnt; durch die zweite Lautverschiebung wurde das anlautende p zu pf (sowie das t zu z): *Pfalz*. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts wurde allfranzösisch *palais* oder *pales* (das seinerseits auf *palatium* zurückgeht) als *Palas* (f) übernommen, von der lange zuvor zum Abschluss gekommenen zweiten Lautverschiebung jedoch nicht mehr erfasst. Ohne jede lautliche Assimilation wurde dann im 17. Jahrhundert das französische *palais* in der Bedeutung ›kleines Schloss, repräsentatives Wohnhaus‹ erneut entlehnt.

mer wieder gern tat und bis heute tut. Es scheint also ein direkter Zusammenhang zwischen der Kultiviertheit und Weltläufigkeit einer Sprachgemeinschaft und dem Grad der Fremdwortassimilation zu bestehen: Je höher der Grad der allgemeinen Bildung, desto weniger werden Fremdwörter eingedeutscht.

Wie die sprachliche Realität des Althochdeutschen – d. h. die tatsächlich *gesprochene* Sprache – ausgesehen haben mag, ist kaum zu erschließen.¹⁴ Die überwiegende Mehrzahl der überlieferten Texte sind entweder Übersetzungen aus dem Lateinischen oder (ein kleinerer Teil) Dichtung. Die Übersetzungen sind in aller Regel eng an der Ausgangssprache orientiert. Die Dichtungen, zu denen hier auch heidnische und später christliche Beschwörungsformeln, Segenssprüche usw. gerechnet werden, mögen Dokumentation mündlich überlieferter Texte sein, folgen jedoch eigenen Gesetzen der Sprachverwendung und haben ebenfalls (wenn es denn zulässig ist, von den Erscheinungsformen heutiger Alltagsprache auf solche des Mittelalters zu schließen) mit derjenigen Sprache, in der die Zeitgenossen wirklich miteinander kommunizierten, wenig zu tun.

Eine schriftsprachliche Tradition, an die spätere Jahrhunderte anknüpfen, wurde durch die althochdeutschen Schreibübungen des 8. und 9. Jahrhunderts gleichfalls nicht begründet. Für das 10. Jahrhundert, grob gesprochen, ist man mit einer großen Überlieferungslücke konfrontiert, wobei offen bleiben muss, ob man in dieser Zeit volkssprachlich geschrieben hat und nur die Zeugnisse nicht erhalten sind, oder ob aus irgendeinem Grund wieder ausschließlich lateinische Texte verfasst wurden. Volkssprachlich *gesprochen* wurde jedenfalls mit Sicherheit, und ab etwa dem späten 10./frühen 11. Jahrhundert setzt dann erneut eine Schriftlichkeit ein, insbesondere vertreten durch den Abt Notker III. von St. Gallen († 1022). An eine frühere Schreibtradition angeknüpft hat Notker nicht; vielmehr fand er, Texte nicht auf Latein sondern in der Volkssprache zu verfassen, sei eine *res paene inusitata*, sinngemäß übersetzt: eine völlig unübliche Sache.

3.3. Vorgeschichte III: Mittelhochdeutsch (ca. 1050 bis ca. 1350)

Im Mittelhochdeutschen – innerhalb des Zeitraums von der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts bis etwa 1350 unterscheidet man das Frühmittelhochdeutsche (bis 1170/80), das höfische oder klassische Mittelhochdeutsche (bis um 1250) und das Spätmittelhochdeutsche – gibt es anders als im Althochdeutschen diverse Zeugnisse für ein Bewusstsein sprachlicher Zusammengehörigkeit: Die

¹⁴ Immerhin gibt es einige Quellen, in denen sich Reflexe gesprochenen Sprache finden, so dass man mündliches Althochdeutsch bis zu einem gewissen Grade (re)konstruieren kann (vgl. Sonderegger 2000). Insbesondere sind hier die *Pariser Gespräche* zu nennen, »[d]asjenige Prosadenkmal des Althochdeutschen, dessen Nähe zum täglichen Leben am größten sein dürfte« (Meineke 1992: 329).

eigene Sprache wird, insbesondere in der Abgrenzung nach außen, in der Regel als *diutsch*¹⁵ bezeichnet. Andererseits sind aber Zeugnisse für ein ausgeprägt partikularistisches Sprachbewusstsein bis ins 15. und sogar bis ins frühe 16. Jahrhundert greifbar.

Sprachliche Kriterien für eine genaue Datierung des Anfangs der mittelhochdeutschen Periode lassen sich kaum angeben. Bestimmte Phänomene des Lautwandels, die hier gern ins Feld geführt werden, sind in längerfristige Entwicklungen eingebunden. So finden sich Anzeichen für die Abschwächung der unbetonten Nebensilbenvokale a, i, o und u (Lang- wie Kurzvokale) zu unbetontem e (z. B. althochdeutsch *salbôn* zu mittelhochdeutsch *salben*, *gibirgi* zu *gebirge*) bereits im frühen Althochdeutschen, und ebenso finden sich volle Nebensilbenvokale auch noch im späten Mittelhochdeutschen; in einigen höchstalemannischen Mundarten in den Gebirgstälern um den Monte Rosa sind die vollen Endsilbenvokale, die das Althochdeutsche charakterisierten, sogar bis in die Gegenwart erhalten geblieben, so zum Beispiel in *der Tag*, Plural *die Taga*, hingegen neuhochdeutsch: *die Tage*. Diese extremen Ausnahmen liegen aber im Bereich der Mündlichkeit; in der Schriftlichkeit ist nach einem Übergangszeitraum von etwa der Mitte des 11. Jahrhunderts bis etwa zur Mitte oder zur zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts die geschriebene Lautung des Mittelhochdeutschen im Großen und Ganzen vollständig entwickelt.

Der Beginn einer neuen sprachgeschichtlichen Periode zeigt sich weniger anhand sprachlicher als anhand kulturhistorischer, also außersprachlicher Phänomene, die sich auf die Sprache auswirken. Seit der Mitte des 11. Jahrhunderts vollzieht sich ein Umbruch der politischen, sozialen und wirtschaftlichen Gegebenheiten, was selbstverständlich auch den kulturellen Bereich stark beeinflusst. Ein besonderes Kennzeichen der Zeit ist die Ablösung der Kirche als wichtigster Bildungs- und Kulturträgerin. Sie hat ihre direkten Ursachen vor allem in zwei soziologisch-politischen Entwicklungen: in der Entstehung einer neuen gesellschaftlichen Schicht, des Dienstadels, und in der wachsenden politischen Bedeutung des Hochadels.

Seit der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts werden die Ministerialen, ursprünglich Unfreie, in größerer Zahl zu Kriegs- und Hofdienst herangezogen und zu diesen Zwecken mit Dienstlehen ausgestattet. Durch die *Constitutio de feudis* von 1037, eine Verordnung, mit der König Konrad II. die Erblichkeit der kleinen Lehen durchsetzte, steigen sie sozial auf und zeigen – wohl im Zusammenhang damit – Interesse an Bildung, oft auf literarischem Gebiet. Sie werden zu Trägern einer neuen, der so genannten höfischen Kultur, deren Höhepunkt in die Stauferzeit fällt und deren bekannteste Ausprägungen sich im Minne- und im Ritterideal finden. Den Prototyp des ‚gelehrten Ritters‘ verkörpert der Ministeriale Hartmann von Aue.

¹⁵ Mittelhochdeutsches *iu* ist als langes *ü* zu lesen.

Eine womöglich noch wichtigere Rolle spielt die Tatsache, dass seit dem 12. Jahrhundert die Adels- und Fürstensitze den Königshof als wichtigstes literarisches Zentrum außerhalb der Klöster ablösen. Ihre zunehmende Unabhängigkeit gegenüber dem Reich lässt bei den Territorialfürsten ein Repräsentationsbedürfnis entstehen, das sich vorwiegend in Bautätigkeit und literarischem Mäzenatentum äußert.

Mit dem Beginn der höfischen Dichtung entwickeln sich verschiedene Literaturidome von regional-dialektaler Prägung, z. B. am Mittelrhein und im bairischen Raum. Überregionale Züge verrät allein die so genannte hochhöfische Dichtersprache, die eine stärker konzeptionell schriftliche Prägung und ein höheres Sozialprestige gewinnt und so zum Vorbild auch für andere Schreibdialekte wird. Ihr geographisches Ausgangsgebiet ist der deutsche Südwesten, der Rhein-Main-Donau-Raum; im Gegensatz zu den anderen Literaturprachen treten in ihr die dialektalen Besonderheiten so weit zurück, dass man allein aus der Sprache eines Dichters nicht mehr auf seine Herkunft schließen kann. Ihrer bedienen sich die ‚Klassiker‘ Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg und Walthar von der Vogelweide. Selbst Autoren wie der Niedersachse Albrecht von Halberstadt und der Thüringer Eberhard von Erfurt, die sich selbst eine unvollkommene Beherrschung der hochhöfischen Dichtersprache attestieren und in diesem Zusammenhang Rechtfertigungsgründe vorbringen, bezeugen eben dadurch ein Bewusstsein des sprachlichen Vorbildes.

Allerdings ist die Bedeutung der Dichtersprache als einer ‚überlandtschaftlichen Ausgleichssprache‘ von hohem Einheitsgrad oft überschätzt worden. Insbesondere Vorstellungen, die davon ausgehen, sie sei in der kulturell hochstehenden Oberschicht oder geistigen Elite als Umgangssprache tatsächlich *gesprochen* worden, laufen den Tatsachen ganz offensichtlich zuwider. Es handelte sich um eine fast reine Dichtungssprache – ansatzweise (im 13. Jahrhundert im südwestdeutschen Raum) auch um eine Urkundensprache –, die zumal in ihrer idealen Form kaum jemals tatsächlich realisiert wurde. Diesen Anschein vermitteln lediglich die normalisierten Textausgaben unserer Zeit: Nach der im 19. Jahrhundert von Karl Lachmann aus der klassischen Philologie übernommenen textkritischen Methode präsentieren sie Idealtexthe, die aus dem Vergleich verschiedener Handschriften hergestellt sind und mit der überlieferten sprachlichen Realität des Mittelhochdeutschen nicht übereinstimmen. Sie besteht, ebenso wie die des Althochdeutschen, in der Vielzahl der Dialekte.

3-4. Älteres oder Frühneuhochdeutsch (ca. 1350 bis ca. 1650)

Spätestens seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts beginnt die oberdeutsche Literatursprache mehr und mehr in Vergessenheit zu geraten. Von ihr führt definitiv kein Weg zur heutigen deutschen Alltagsprache. Vielmehr ist da-

für erneut der Ausgangspunkt in der verschriftlichten Mündlichkeit zu suchen, will sagen: die Autoren des 14./15. Jahrhunderts knüpfen nicht an die Schreibtradition des hohen Mittelalters an, sondern schreiben in der Regel wieder, wie sie zu sprechen gewohnt sind: rein landschaftlichen Dialekt. Eine Vorstellung von überregionaler schriftsprachlicher Einheitlichkeit, überhaupt von ‚besserem‘ und ‚schlechterem‘ Schreiben, ist in dieser Zeit kaum ausgeprägt, so dass die Texte sich vor allem durch eine ausgesprochene Variantenvielfalt auszeichnen. Lautlich unterscheidet sich das Frühneuhochdeutsche vom Mittelhochdeutschen vor allem in zweierlei Hinsicht: durch die Phänomene der neuhochdeutschen Monophthongierung und der neuhochdeutschen Diphthongierung. Erstere lässt aus den alten Doppellauten *ië, uo* und *üe* die einfachen Langvokale *i, ü* und *u* werden (*liëbe brüeder suochen* wird zu *liebe Brüder suchen*), letztere demgegenüber aus den alten Langvokalen *i, iu* (vgl. Anm. 15) und *u* die Diphthonge *ei, eu* und *au* (*mîn niuwes hûs* wird zu *mein neues Haus*). Beide Lautwandelerscheinungen erfolgen nicht im gesamten hochdeutschen Sprachgebiet gleichzeitig, sondern breiten sich allmählich aus: die Monophthongierung vom Westmitteldeutschen, die Diphthongierung von Südosien, vom Kärntner Raum her. Sie erfassen nicht alle Dialekte gleichermaßen. Die Diphthongierung wird im Alemannischen und großen Teilen v. a. des Westmitteldeutschen nicht durchgeführt (hier heißt es mundartlich bis heute *Zeit* und *Hus* für *Zeit* und *Haus*), die Monophthongierung dringt unter anderem ins Bairische und in große Teile des Schwäbischen und Alemannischen nicht vor (hier sagt man mundartlich immer noch *liab/liëb* und *guat/guët* statt *lieb* und *gut*). Beide Vorgänge beginnen bereits zu mittelhochdeutscher Zeit und dauern mehrere Jahrhunderte, so dass in einem Gebiet lautlich schon (früh)neuhochdeutsch geschrieben wird, während man in einem anderen noch mittelhochdeutsch schreibt.

Kulturhistorisch ist die Epoche des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit durch eine Fülle von Entwicklungen und Neuerungen geprägt, die zu einer Veränderung der kommunikativen Bedingungen und Möglichkeiten führen. Sozialgeschichtlich sind hier vor allem der Niedergang des Rittertums und das wirtschaftliche Erstarren der Städte zu nennen. Zusammenschlüsse wie die norddeutsche Hanse und der schwäbische Städtebund werden im 14. Jahrhundert zu bedeutenden Machtfaktoren. Das aufstrebende Bürgertum übernimmt zugleich die Funktion eines Kulturträgers. In den Städten entsteht eine vielseitige Literatur mit vielen neuen Textsorten, unter anderem aus dem Bereich der Fachprosa. Im niederdeutschen Sprachgebiet existiert in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts und im 15. Jahrhundert eine eigene überregionale Verkehrssprache, die so genannte Hansesprache.

Auch im hochdeutschen Sprachgebiet lehnen sich im 15. Jahrhundert von neuem verschiedene Schreiblandschaften aneinander an, allerdings andere als Ende des 12. Jahrhunderts. Im Zuge der so genannten deutschen Ostkolonisation werden spätestens seit dem 11. Jahrhundert deutsche Siedler durch wirt-

schaftliche und soziale Anreize dazu gebracht, sich in bis dahin slawisch besiedelten Gebieten niederzulassen. Dort entstehen – im Gegensatz zur territorialen Zersplitterung des Altreiches – großflächige, zentral regierte Territorialstaaten, in denen einheitliche Verwaltungen mit einheitlichen Schreibgepflogenheiten existieren. Durch den engen politischen und wirtschaftlichen Kontakt mit den südlicher gelegenen Gebieten kommt zudem eine ostmitteldeutsch-nordoberdeutsch-ostoberdeutsche „Schreiballianz“ (Besch 2003: 2262) zu Stande. Andere Schreiblandschaften – das Westoberdeutsche und das Westmitteldeutsche – folgen hingegen eher eigenen Traditionen. Insgesamt wird zumindest in bestimmten Textsorten eine immer stärker sich ausbildende konzeptionelle Schriftlichkeit erkennbar. Sie zeigt sich nicht nur in einer ausgebauten, teils höchst elaborierten Syntax (zu nennen sind Phänomene wie der Ausbau der Nominalphrase und der Satzklammer, vgl. Hartweg/Wegera 2005: 173 u. 175f.), sondern überhaupt in dem, was Oskar Reichmann mehrfach (insbes. Reichmann 1988; 1990; 2003) als „Vertikalisierung“ des Varietätenspektrums bezeichnet hat. Diese Entwicklungstendenz

„ist eine alles umfassende sprachsoziologische Umschichtung der bis ins 16. Jh. auf annähernd gleicher Wertebene horizontal nebeneinander stehenden Vielheit von Varietäten zu einem spätestens seit dem Frühbarock vertikal organisierten, von oben nach unten geschichteten Übereinander. Die unteren Positionen der neuen Varietätenpyramide unterliegen einer zunehmenden Ausrichtung nach den oberen Positionen hin. Die Kommunikation zwischen den Sprechern auch der Basisvarietäten verläuft höchstens noch bei geringer Raumdifferenz (unmittelbare Nachbarschaft) horizontal, d. h. von grundschichtigem Dialekt zu grundschichtigem Dialekt; sie verläuft viel eher und geschichtlich im allgemeinen [...] zunehmend über eine höherschichtige Varietät. Es ist deshalb kein Zufall, daß sich die großen raumgeographischen Veränderungen (auf phonologischer Ebene etwa die fröhnd. Diphthongierung, Monophthongierung, Dehnung in offener Silbe) in einer Zeit abspielten, in der sich der Varietätenkontakt horizontal vollzog.“ (Reichmann 1988: 174f.)

Reflektierter Sprachgebrauch – sei es die bewusste Vermeidung dialektaler Besonderheiten oder das bewusste Festhalten an ihnen, sei es die zu Beginn der frühen Neuzeit erstmals aufkommende Kritik an Fremdwörtern –, teils sogar „Philologisierung“ (Reichmann 2003: 50, in Anlehnung an Ingo Warnke), d. h. die Bemühung um die Durchsetzung sprachlicher Normen, wird zu einem Statussymbol, insbesondere des wirtschaftlich und teils auch politisch mächtig werdenden Stadtbürgertums. Es sind nicht zufällig große Städte wie Lübeck (für den niederdeutschen Raum) und Nürnberg (für den hochdeutschen Raum), die im späten Mittelalter und der frühen Neuzeit neben den landesherrlichen Kanzleien ein besonderes sprachliches Prestige genießen.

Die neue Blüte des Schrifttums wird durch die Tatsache begünstigt, dass die Einführung des Papiers Ende des 14. Jahrhunderts die Produktion geschriebener Texte enorm verbilligt. So kann das Lesebedürfnis breiterer Schichten, die in den seit Mitte des 13. Jahrhunderts auch in kleineren Städten bestehenden Schulen das Analphabetentum überwunden haben, befriedigt werden.

Eine weitere wichtige Neuerung ist die Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern in der Mitte des 15. Jahrhunderts. Sie trägt zwar in der Anfangszeit nicht unmittelbar zur Verbreitung deutschsprachiger Literatur bei, weil gedruckte Bücher zunächst sehr teuer sind und mehr als 90 % aller Drucke lateinisch bleiben. Bis zum Ende des 15. Jahrhunderts entstehen aber im deutschsprachigen Gebiet mehr als sechzig Druckereien, die ihrerseits aus Gründen des großflächigen Absatzes keinen kleintrümigen Dialekt, sondern überregionale Ausgleichssprachen (so genannte Druckersprachen) verwenden, und als dann im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts Martin Luther den Ablasshandel der katholischen Kirche zu geißeln beginnt, steht ihm im Buchdruck ein höchst wirksames Medium zur Verfügung, seine Ansichten zu verbreiten.

Auch Luther gebrauchte keinen reinen Regionaldialekt, sondern eine überregionale, ostmitteldeutsch-ostoberdeutsche Ausgleichssprache, die für eine große Anzahl von Menschen verständlich war und darüber hinaus durch das Prestige des Reformators wie auch des Textes, mit dem sein Name vor allem verbunden wurde, der Bibel, Vorbildcharakter bekam und vielerorts nachgeahmt wurde. Luther hatte diese Schreibsprache nicht selbst ‚erfunden‘, sondern adaptierte für seine Zwecke, wie er selbst bekannte, die Sprachform der sächsischen Kanzlei. Er fand in ihr eine weithin gültige, ihrerseits prestigeträchtige Varietät vor, die er selbst durch intensive Spracharbeit noch allgemeiner verständlich gestaltete und der er zu noch größerer Verbreitung verhalf. Damit war er selbstverständlich nicht der einzige Faktor im sprachlichen Ausgleich; als ‚Schöpfer‘ der neuhochochdeutschen Schriftsprache wird er seit langem nicht mehr gesehen. Die ostmitteldeutsch-nordoberdeutsch-ostoberdeutsche Schreibsprache ist auch nicht allein Grundlage der neuhochochdeutschen Schriftsprache geworden. An ihr haben verschiedene Landschaften Anteil, und pro Einzelfall haben sich ganz unterschiedliche Schreibformen, Lautungen, Wortformen oder Wörter im Einigungsprozess durchgesetzt.

3.5. Mittleres Neuhochochdeutsch (ca. 1650 bis ca. 1950)

Seit der Reformation unterlag die politische Landschaft Deutschlands nicht mehr allein einer aus partikularistischen Tendenzen entstandenen Aufspaltung, sondern zusätzlich auch noch einer auf Glaubenskontroversen zurückzuführenden Teilung in den katholischen Süden und den protestantischen Norden (wobei die konfessionellen Unterschiede oft genug von den Reichsfürsten

politisch lediglich instrumentalisiert wurden). Die Spannungen entluden sich bereits 1546/47 im Schmalkaldischen Krieg. Im 1555 geschlossenen Augsburger Religionsfrieden wurden sie nicht beseitigt, sondern nur auf längere Zeit besänftigt. Die Konflikte schwellten weiter und erreichten schließlich sechs Jahrzehnte später ihren Höhepunkt im Dreißigjährigen Krieg. Dieser hinterließ ein politisch hoffnungslos zerstückeltes deutsches Reich; im Westfälischen Frieden von 1648 erlangten alle Territorialstaaten weitgehende Selbstständigkeit. Unter diesen Umständen war eine politische Einigung auf lange Zeit unmöglich. Der Wunsch danach war aber durchaus lebendig, vor allem in den bürgerlichen Bildungsschichten, denen der Gedanke von der Einheit und Stärke des Reichs, ab dem 18. Jahrhundert dann zunehmend der Nationalgedanke, als Ventil für ihren Wunsch nach Emanzipation von der Vorherrschaft des Adels diente. Die politisch-sozialen Ambitionen wurden kompensatorisch auf das Gebiet der Sprache verlagert, wo die Einigung und die Befreiung vom fremden Einfluss (vor allem vom Französischen, im 17. und 18. Jahrhundert der bevorzugten Sprache des Adels) mit großem nationalem Pathos und oft lautstark patriotischen Tönen angestrebt wurde.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts (ab 1617) begannen sich in den barocken Sprachgesellschaften zum ersten Mal größere Kreise für ihre Muttersprache zu interessieren und einzusetzen. Diese Gesellschaften zielten einerseits auf die Abgrenzung des Deutschen gegenüber anderen Sprachen (z. B. in Polemiken gegen den Fremdwortgebrauch, in der Betonung des Alters und des „ehrwürdigen Charakters“ der eigenen Sprache usw.), andererseits auf die Durchsetzung einer bestimmten Sprachform als absoluter Richtschnornorm gegenüber der Vielfalt von Varianten (Dialekten, Soziolekten usw.). Der bedeutendste Sprachtheoretiker dieser Zeit war Justus Georg Schottelius (1612–1676), der mit seiner *Ausführlichen Arbeit von der Teutschen HaubtSprache* (1663) wichtige Impulse gab.

Das 18. Jahrhundert knüpfte an die sprachformaleren Bestrebungen der Sprachgesellschaften an. Neben den Sprachpatriotismus trat nun, im Zeitalter der Aufklärung, verstärkt ein rationalistischer Aspekt. Autoren wie Johann Christoph Gottsched (1700–1766), der als „Literaturpapst“ großes Ansehen genoss, versuchten die Sprache zu normieren und einer strikt rational begründeten Regelmäßigkeit zu unterwerfen. Vor allem auf dem Gebiet der Syntax zeigt sich dies: Die verschachtelten barocken Satzgefüge wurden von kurzen, nüchternen, tendenziell parataktischen Fügungen mit klaren logischen Bezugsverhältnissen abgelöst. Im Bereich des Wortschatzes gingen die Bestrebungen u. a. dahin, mehrdeutige Wörter durch Festlegung eindeutig zu machen (Polysemie-Reduktion) und bei verschiedenen, gleichklingenden Wörtern zumindest gleiche Schreibungen zu vermeiden, z. B. bei *Lerche/Lärche* (Homonymie-Reduktion). Bedeutsam ist hier die Arbeit des Lexikographen Johann Christoph Adelung. Dieser setzte Gottscheds Vorstellungen von reinem und richtigem Deutsch in seinem *Versuch eines vollständigen grammatisch-*

kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart (1774–86) um. Zur Herausbildung der klassischen deutschen Literatursprache hat Adelung, dessen Wörterbuch von allen bedeutenden Autoren der zweiten Hälfte des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu Rate gezogen wurde, Wesentliches beigetragen. Die klassische Literatursprache ihrerseits wurde – vor allem durch Schiller und Goethe, deren Werke seit dem 19. Jahrhundert als nationales Eigentum galten – zur kulturellen Vorbildsprache schlechthin.

In der Rechtschreibung gab es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts allerdings weiterhin erhebliche Varianz. Druckereien hatten oft eigene Hausorthographien, und noch 1862 ordnete das preußische Unterrichtsministerium an, dass jede einzelne Schule per Konferenzbeschluss festzulegen habe, welche Schreibnormen im Unterricht gelten sollten. Die völlige Schreibnormierung wurde erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts von staatlicher Seite vorgenommen. Bereits fünf Jahre nach der Reichsgründung von 1871 berief der preußische Kultusminister eine *Conferenz zur Herstellung größerer Einigung in der deutschen Rechtschreibung* nach Berlin. Führende Köpfe dieser Konferenz waren der Germanist Wilhelm Wilmanns und der Gymnasiallehrer Konrad Duden. Beide hatten sich durch Arbeiten auf dem Gebiet der Orthographieregelung einen Namen gemacht, hatten vor allem Vorschläge zur Rechtschreibung an Schulen vorgelegt. Ihre Ideen setzten sich in der Folgezeit gegen manche Widerstände durch, wurden durch staatliche Erlasse institutionalisiert und fortan über den Schulunterricht als allgemeine, einheitliche, feststehende Norm verbreitet. 1901 wurde dann auf der *Orthographischen Konferenz der deutschen Länder*, zu der nun auch Österreich und die Schweiz hinzutraten, die einheitliche Rechtschreibung für den gesamten deutschen Sprachraum gültig.

Auch in Bezug auf die Lautung hatte es keine einheitliche Regelung gegeben. So reimte beispielsweise Goethe *Bereiche* auf *Gezweige*, was einer Eigenart seines mitteldeutschen Dialekts entspricht. Nun trat am Ende des 19. Jahrhunderts neben die normierte Schreibung die normierte Lautung. Auf der Grundlage der neuen Orthographie erarbeitete der Germanist Theodor Siebs 1898 seine *Deutsche Bühnenaussprache*, die später – in modifizierter Form – auch für Radio und Fernsehen gültig wurde.

Damit ist das Ideal „Sprich, wie man schreibt“ zumindest für die gebildeten Schichten und in den großen Städten weitgehend erreicht. Die Schriftsprache als eine aus den Dialekten hervorgegangene, als Leitvarietät über ihnen schwebende Sprachform ist nun erstmals keine reine Schreibsprache mehr, sondern wird auch als gesprochene Sprache realisiert. Das ist selbstverständlich jedoch nicht gleichbedeutend mit einer Verdrängung der Dialekte: Diese bleiben weiterhin das Kommunikationsmedium einer breiten Mehrheit der Bevölkerung, insbesondere in mittleren oder kleineren Städten oder auf dem Land.

3.6. Jüngerer oder Spätneuhochdeutsch (seit ca. 1950)

3.6.1. Allgemeine Rahmenbedingungen

3.6.1.1. Soziale und politische Veränderungen

Nimmt man eine Gliederung der deutschen Sprachgeschichte nach sozialhistorischen Kriterien vor und sieht beispielsweise mit Hans Eggers „die alt- und mittelhochdeutsche Sprachperiode als vom Adel, die frühneuhochdeutsche und neuhochdeutsche als vom Bürgertum geprägt“ (Eggers 1977: 180), so lässt sich nach der Mitte des 20. Jahrhunderts eine neue sprachhistorische Epoche ansetzen: „Das Bürgertum in dem hier gemeinten Sinne existiert heute nur noch in Resten; es wird in zunehmendem Maße in eine nicht mehr ständisch gegliederte Gesamtgesellschaft integriert.“ (Ebd.)

Drei Schlagwörter, mit denen sich die gesellschaftliche Entwicklung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und im frühen 21. Jahrhundert beschreiben lässt, sind *Egalisierung*, *Engagement* und *Emanzipation*. Gemeint sind damit bestimmte Tendenzen einer immer größeren Öffnung unterschiedlicher sozialer Schichten zu einander sowie einer immer stärkeren Teilnahme verschiedener sozialer Gruppen am öffentlichen Leben.

Die nach 1945 im Westen Deutschlands einsetzende Demokratisierung von oben schlug spätestens mit dem Generationenwechsel in den 1960er Jahren in eine Demokratisierung von unten um. Immer größere Teile der Bevölkerung beteiligten sich in Form verschiedener ‚Bewegungen‘ (Studentenbewegung, Frauenbewegung, Friedensbewegung, Ökologiebewegung, Bürgerrechtsbewegung usw.) aktiv an der Gestaltung des öffentlichen Geschehens. In Folge einer konsequenten Bildungspolitik vor allem in den 1970er Jahren mit Schul- und Hochschulgründungen, Ausbildungsförderungsgesetzen und systematischem Ausbau der Massenuniversität wurde für breite Kreise ein hoher Bildungsstandard möglich. Heute steht der Zugang zu politischer, wirtschaftlicher, kultureller Information zumindest prinzipiell ebenso allgemein offen wie der Weg in die Politik, an die Börse oder ins Internet. Niemandem ist es heutzutage aus politischen, weltanschaulichen oder religiösen Gründen, aufgrund von Herkunft und/oder Geschlecht verwehrt, sich über alle Gegenstände des Interesses umfassend eine Meinung zu bilden; jede/r hat prinzipiell die Möglichkeit, öffentlich mitzureden und mitzugestalten. (Freilich darf nicht ignoriert werden, dass der soziale Hintergrund faktisch immer noch eine Qualifikationsbarriere darstellt. Aber das elitäre Zeitalter des Bildungsbürgertums ist zu Ende; qualifiziert zu sein ist heute keine Voraussetzung mehr dafür, ein öffentliches Forum zu haben.)

Auch in der Sprache spiegeln sich daher die Veränderungen im gesellschaftlichen Gefüge. Nicht mehr *eine* bestimmte, *einer* sozialen Schicht oder Gruppe mit besonderem sozialem Prestige zugeordnete Art des Sprechens und Schrei-

bens wird für die beste gehalten, sondern es gibt eine Standardsprache, an der unterschiedliche soziale Schichten und Gruppen teilhaben und die in verschiedenen regionalen Färbungen, in verschiedenen funktionalen und situativen Varianten erscheinen kann. Diese Varianten sind nur noch bedingt auf einer vertikalen Werteskala angeordnet, sie existieren vielmehr im Bewusstsein der Sprachgemeinschaft bereits mehr oder weniger gleichberechtigt und gleichwertig nebeneinander.

3.6.1.2. Massenmedien

Der beschriebene gesellschaftliche Ausgleichsprozess ist allerdings nicht nur für sich zu betrachten, sondern geht – gerade in seiner Eigenschaft als historische Rahmenbedingung der Sprachveränderung – Hand in Hand mit einer anderen Entwicklung. Die Massenmedien haben durch ihre Breitenwirkung und ihre Omnipräsenz im Alltag einen großen Einfluss auf das allgemeine Bewusstsein und auch auf das sprachliche Verhalten. Vor allem durch die Medien Rundfunk und Fernsehen kommt seit einigen Jahrzehnten der konzeptionellen Mündlichkeit gegenüber der konzeptionellen Schriftlichkeit ein immer größeres Gewicht zu.¹⁶ Dabei ist weniger an Textsorten wie Nachrichtenmeldungen, Rundfunkvorträge, Features usw. zu denken, die weitgehend der konzeptionellen Schriftlichkeit verhaftet bleiben (vgl. Steger 1979: 175), eher schon an fiktionale Textsorten wie Spielfilme oder Daily Soaps, die um Nähe zur gesprochenen Sprache dezidiert bemüht sind, hauptsächlich aber an solche, die ungebrochen auf sprechsprachlicher Basis beruhen: an Livesendungen aller Art. Besonders hervorzuheben ist die Textsorte der Talkshow; weil hier – insbesondere im Zeitalter des Privatfernsehens, das in Deutschland 1984 begann – nicht nur wenige, unter Aspekten der Sprachkompetenz elitäre Personen zu Wort kommen, sondern ein breiter Querschnitt der Bevölkerung, der für eine ebenso große Bandbreite der deutschen Gegenwartsprache steht. Dadurch werden der Sprachgemeinschaft auch Varietäten als ‚medienwürdig‘ präsentiert, die nicht oder nur bedingt zur Standardsprache zu rechnen sind, was wiederum Rückwirkungen auch auf bestimmte schriftsprachliche Textsorten hat, z. B. auf pressepersprachliche.

Ein anderes Phänomen, das im Zusammenhang mit der Bedeutung der Massenmedien für die Gegenwartsprache eine Rolle spielt, ist das der Werbung. Alltäglich gegenwärtig sind heutzutage Texte, die einerseits nah an der gesprochenen Alltagssprache sein sollen, um den potentiellen Konsumenten auf Du und Du oder – wie es heute heißt – „auf Augenhöhe“ anzusprechen, andererseits aber bewusst Mittel der sprachlichen Verfremdung einsetzen (Neo-

¹⁶ Steger (1979: 175f.) spricht statt von konzeptioneller Mündlichkeit von gesprochener Sprache; Er versteht darunter das, was gesprochen wird, ohne vorher aufzeichnet worden zu sein, ohne vorher länger für einen bestimmten Vortragzweck bedacht worden zu sein, ohne in Vers, Reim, Melodie oder vergleichbar fester Bindung zu stehen, und zudem im Rahmen des jeweiligen Sprachtyps als „normal“, d. h. als textsorten- bzw. situationsadäquat anzusehen ist.

logismen, Fremdwörter, Wortspiele usw.), um Aufmerksamkeit zu erregen (vgl. z. B. Janich 2007). Man wird aber den Einfluss der Werbesprache auf die Sprache in ihrer Gesamtheit nicht überbewerten dürfen: Sie ist eine Varietät unter anderen, ein textsorten- bzw. situationsspezifisches Register, dessen Sprecherinnen und Sprecher neben anderen Registern in der Regel gezielt zu bedienen wissen.

Eine wichtige Rolle für die deutsche Gegenwartssprache und voraussichtlich ihre zukünftige Entwicklung spielt die elektronische Kommunikation mittels der so genannten neuen Medien. Bereits 1969 begann das US-amerikanische Verteidigungsministerium damit, Computer in den Bereichen von Wissenschaft und Militärtechnik zu vernetzen. Das so genannte ARPANet (ARPA = Advanced Research Projects Agency) war die Grundlage des heutigen Internet. Seit 1992 in Genf die so genannte Web-Technik entwickelt wurde, auf der heute das World Wide Web basiert, steigt die Zahl der – zunehmend privaten – Internet-Teilnehmer (User) ständig an. Die „Dynamik der Entwicklung spiegelt sich in der exponentiellen Entwicklung der vernetzten Rechner (Hosts) und Domains wider sowie darin, dass heute in Deutschland über 60 % [...] der Bevölkerung ab 14 Jahre online sind, 1997 waren es gerade mal 6,5 %“ (Schlobinski 2006: 7).

Die neuen Medien stellen allerdings nicht nur Kommunikationsformen und -bedingungen, sondern auch neue Realitäten dar und können als solche wiederum Gegenstand der Kommunikation sein. Computer sind heute nicht mehr nur Arbeitsinstrument für wenige Privilegierte, sie gehören für viele zum Alltag und sind längst auch in die Freizeit vorgedrungen. In vielen Bereichen haben sie enormen Einfluss auf moderne Lebens- und Denkweisen genommen. Was gemeint ist, wenn von *Computerkindern* oder *Computerkids*, überhaupt von einer *Computergeneration* oder auch *Generation @*¹⁷ gesprochen wird, bedarf keiner Erläuterung. Entsprechend gibt es eine eigene „Computersprache“, womit hier weder eine Programmiersprache noch eine reine Fachsprache der Informatik und Computertechnologie gemeint ist, vielmehr jene Sondersprache der Computer- und Internetszene, für die am besten Ausdrücke wie *Cyberslang* (Abel 1999: v. a. 5–11) oder *Cyberdeutsch* geeignet scheinen. Diese Sondersprache weist nicht nur einen spezifischen Wortschatz auf¹⁸, sondern die digitalen Kommunikationsmöglichkeiten E-Mail, Internet

¹⁷ So Opaschowski (1999) in Anspielung auf den Buchtitel *Generation X* von Douglas Coupland (erschienen 1991) und das beim E-Mail-Verkehr gebräuchliche At-Zeichen. (Vgl. auch Bär 2000b: 13f.)

¹⁸ Veränderte Realitäten beeinflussen den Wortschatz. Für neue Gegenstände werden nicht nur Ausdrücke aus anderen Sprachen entlehnt (z. B. *Scanner*, *Browser*, *Software*), was als passive Wortschatzerweiterung bezeichnet werden könnte, sondern es werden auch – für entlehnte Inhalte – aktiv neue Wörter in der eigenen Sprache gebildet (z. B. *Datei*) oder bekannte Wörter semantisch erweitert und umgeprägt (z. B. *Verzeichnis* »virtuelle Schulblende im Computer«, *Maus* »Computermaus« usw.). Bei der aktiven Wortschatzerweiterung spielt das Prin-

und SMS haben auch völlig neue Textsorten mit spezifischen morphologisch-syntaktischen Strukturen¹⁹ und sogar eigenen Höflichkeitsformen (vgl. z. B. Runkehl/Schlobinski/Siever 1998: 48 u. ö.; Schlobinski 2000) entstehen lassen (vgl. auch die Beiträge in Kallmeyer 2000 und Schlobinski 2006). Gerade im Bereich der virtuellen Kommunikation ist das Cyberdeutsch stärker als Gruppensprache denn als Fachsprache zu sehen.²⁰ Es handelt sich um eine konzept-

zip der Metaphorik eine wichtige Rolle: Das neu zu Benennende wird mit etwas Bekanntem verglichen, das unter irgend einem Aspekt analog erscheint. Für eine Miniatursoftware beispielsweise, die, wenn man sie auf einem Computer installiert, bestimmte andere Programme beeinträchtigt oder außer Kraft setzt und dabei beständig redupliziert wird, ist der Ausdruck *Virus* üblich geworden (mit durchgängiger sprachlicher Analogie: Computerviren können sich *vermehrten* und *fortpflanzen*, eine Datei kann *infiziert*, eine Festplatte kann *regelmäßig seucht* sein; es gibt *gutartige*, aber auch *bösartige Viren* und sogar *Killerviren*). – Metaphorik ist jedoch auch umgekehrt möglich. Nicht nur von Altbekanntem kann eine Bezeichnungstragung auf ein zu benennendes Neues stattfinden, sondern auch von einem neu benannten Gegenstand oder Sachverhalt zurück auf einen sprachlich längst gefassten, der nun seitens neu benannt wird. So hört man alltagsprachlich heute beispielsweise oft, dass zwei sich vertragende Ansichten – wie Computerprogramme – *kompatibel* sind, und statt von einem *Berührungspunkt* oder einem *Überlappungsbereich* zwischen zwei Fachgebieten spricht man mittlerweile gern von einer *Schnittstelle*. Hier ist eine neue Metaphorik im Spiel; es zeigt sich, dass Sprache mit neuen Ausdrucksmöglichkeiten (in diesem Fall: mit neuen Wörtern) das Denken beeinflussen kann, indem von Wörtern auch in anderen Bereichen als denen, in denen man sie ursprünglich verwendet, Gebrauch gemacht wird.

¹⁹ Runkehl/Schlobinski/Siever (1998: 106ff.) beschreiben die Verwendung unflektierter Verbstämme, so genannter Infektive (Teuber 1998), in der Internetkommunikation, insbesondere im Internet-Chat, deren Vorbild sie in der Sprache der Comics vermuten. Dort deuten Formen wie *raschel*, *dröhn*, *seufz*, *glucker*, *schneffel*, *murmel* usw. das Ereignen vor allem eines Geräusches an. Wenngleich das Phänomen als solches sprachhistorisch älter ist – so findet man beispielsweise in Heinrich von Kleists Erzählung *Das Bettweib von Locarno* (1810) die Form *tapp* – geht seine intensive Nutzung nach verbreiteter Auffassung auf die Übersetzerin der Donald-Duck-Comics von Carl Parks, Erika Fuchs, zurück. In der Fange-meinde hat sich deshalb mittlerweile die liebevolle Bezeichnung *Erikativ* etabliert; vgl. z. B. <http://faql.de/sonstiges.html#erikativ> (30.10.2008). Prinzipiell jede Handlung, jeder Vorgang und jeder Zustand kann durch Infektive/Erikative zum Ausdruck gebracht werden: *grübel*, *denk*, *hüpf*, *strahl*, *freu*, *grins*, *lächel*, *schweig*. In der Internetsprache ist dieses Prinzip zu einem vielfach genutzten grammatischen Muster geworden. Anders als in aller Regel beim klassischen Comic können auch zusammengesetzte Verben verwendet werden: *entsetz*, *rumtänzel*, *anspring* (die Beispiele hier und im Folgenden nach Runkehl/Schlobinski/Siever 1998: 108f.). Darüber hinaus ist Inkorporierung von Adverbialen (*traurig*, *ganzlieb*, *ganzlieb*) und Objekten (*mobilitäts*, *aus*, *schreib*, *dur*, *diäten*, *mengen*, *gehören*) möglich. Semantisch gesehen können solche Formen als Eventive bezeichnet werden, weil der Aspekt der aktiven Verrichtung dabei stets ausgeblendet ist. Die Bedeutung wäre jeweils: es ereignet sich, dass ... (… jemand traurig guckt/ganz lieb guckt/Mobilität rausholt/einen Aufschrift durch die Menge gehen hört)k. – Es bedarf keiner Erläuterung, dass damit völlig neue morphologisch-syntaktische Möglichkeiten entstanden sind: Das Deutsche wird – sehr partiell freilich, da (zumindest vorerst) strikt textsortengebunden – zu einer polysynthetischen Sprache, in der das Verb einem vollständigen Satz entsprechen kann.

²⁰ Zwar sind die Grenzen fließend, doch hat die Gruppensprache mehr die Funktion sozialer Bindung und Integritation als sachbezogener Darstellung. Dazu zwei Beispiele: Akronyme

tionell mündliche Schreibsprache, die erst in den letzten fünfzehn Jahren, v. a. in der jüngeren Generation, größere Verbreitung gefunden hat.

3.6.1.3. Sprachkontakt

Mit den neuen Kommunikationsformen unmittelbar in Zusammenhang stehen die wirtschaftlichen Aktivitäten großer Konzerne; der weltweit agierenden „global players“, die Firmen auf der ganzen Welt zu einem Gesamtkomplex vereinigen und dabei beliebig Standortvorteile nutzen können. Computer und Internet erlauben dabei Austausch, Abstimmung, Datentransfer und auch Geschäftsabschlüsse nahezu ohne jede Zeitverzögerung. Bezeichnend ist die Rede vom *global village*: Die Welt rückt kommunikativ zur Größe eines Dorfes zusammen.

Doch nicht nur virtuell, sondern auch ganz real sind die Grenzen offener geworden. Die heute für mehr Menschen als je zuvor gegebene Möglichkeit, auf Reisen andere Länder, Kulturen und auch Sprachen kennenzulernen, und die Möglichkeit für Menschen fremder Herkunft, längerfristig oder dauerhaft im Inland zu leben und zu arbeiten und aktiv am kulturellen Leben teilzunehmen (letzteres besonders in Großstädten), führen zum unmittelbaren Kontakt eines nicht geringen Teils der deutschsprachigen Bevölkerung mit nicht deutschsprachigen Menschen.

„Eine internationale Wirtschafts- und Finanzstadt wie Frankfurt a. M., in der Bürgerinnen und Bürger aus 180 Nationen leben, hat einen Ausländeranteil von 30 %; die Stadt Berlin ist mit ca. einer Million türkischer Einwohner die weltweit viergrößte türkische Gemeinde (nach Istanbul, Ankara und Izmir).“

Das Deutsch, das viele von ihnen sprechen und das – überwiegend in parodistischer Absicht – über die Massenmedien, vor allem das Privatfernsehen, Verbreitung findet, lässt die deutsche Sprache nicht unbeeinflusst.“ (Leonhard 2007: 43.)

Der Sprachkontakt zum Türkischen wird nicht ohne Grund hervorgehoben. Die seit Beginn der 1970er Jahre als so genannte Gastarbeiter ins Land gekommenen und mittlerweile oft in zweiter oder sogar dritter Generation hier lebenden Türken bilden mit knapp zwei Millionen Personen die größte Zuwanderergruppe in der Bundesrepublik Deutschland. Sie sind in der Regel

wie ASCII (*American Standard Code for Information Interchange*) oder HTML (*Hyper Text Markup Language*) sind fachsprachliche Ausdrücke; sie sind gegenstandsbezogen und die Abkürzung ist vor allem sprachökonomisch begründet. Die Verwendung von Akronymen wie dem in Internet-Newsgruppen und -Chatforen gebräuchlichen RTM (*Read the Manual*) bzw. gleichbedeutendes LDH (*Lies das Handbuch*) hingegen ist keine darstellend-referentielle sprachliche Handlung, sondern eine Aufforderung; sie zu verstehen, beweist nicht sachliche, sondern soziale Kompetenz (Gruppenzugehörigkeit).

zweisprachig. Interferenzen bleiben dabei nicht aus und sind sogar typisch für die inzwischen zu einem deutschen Soziolekt gewordene „Kanak Sprak“ (Zaimoğlu 1995). Der Ausdruck steht für eine deutsch-türkische Mischsprache, eine Substandardvarietät meist junger Türken oder Türkischstämmiger, die aber als Pidgin mittlerweile auch bei Immigranten mit anderem sprachlichem Hintergrund gebräuchlich ist sowie bei deutschen Muttersprachlern, die mit ihnen zu tun haben. Charakteristika wie die Artikellosigkeit und der Verzicht auf Präpositionen sind durch Parodien von Ethno-Kabarettisten wie Kaya Yanar oder dem Duo *Mundstühl* weithin bekannt. Dabei ist festzuhalten, dass die Persiflage-Produkte nur bedingt Ähnlichkeit mit demjenigen haben, was tatsächlich an ‚Kiezsprache‘ in deutschen Großstädten Verwendung findet.²¹

Ein wichtiger politischer Prozess, der historische Rahmenbedingungen für die deutsche Sprachgeschichte setzt, ist auch die europäische Integration. Das allmähliche Zusammenwachsen Europas schafft, bei allen zu konstatierenden Problemen im Einzelnen, auf lange Sicht einen gemeinsamen geistig-kulturellen Raum mit offenen Grenzen und vielfältigsten Verflechtungen auf allen Gebieten. Massentourismus, Migration und multikulturelle Gesellschaft sind zwar in Deutschland nicht nur begrenzt auf den europäischen Skopus, sie sind aber insbesondere in diesem bewusstseinsprägend geworden: Urlaub im europäischen Ausland, Freizügigkeit innerhalb der Europäischen Union und Teilnahme europäischer Mitbürgerinnen und Mitbürger am kulturellen Leben sind heute für breite Kreise selbstverständlich, und zwar nicht allein wegen der räumlichen Nähe, vielmehr hauptsächlich wegen der auf zweieinhalb Jahrtausende gemeinsamer Geschichte beruhenden kulturellen Affinität. Diese Affinität ist nicht zuletzt auch eine sprachliche.

„Die zahlreichen Strukturkonvergenzen in den europäischen Sprachen sind [...] der Hauptgrund für ihre relativ leichte gegenseitige Übersetzbareit. Dagegen ist die Übersetzung z. B. einer altisländischen Saga oder der Dichtungen von Wolfram ins Neuhochdeutsche viel schwieriger als die Übersetzung einer EG-Verordnung innerhalb der EG-Sprachen. Und dies liegt nicht nur an der Internationalität des Wortschatzes. Solche Konvergenzen können wohl kaum aus genetischer, d. h. indogermanischer Verwandtschaft erklärt werden, eher aus ihrer gemeinsamen Orientierung am Latein in jahrhundertelanger Diglossie der Schreibenden und Lesenden Oberschicht, auch aus jüngeren Sprachkontakten, vor allem aber aus der Gleichgerichtetheit zivilisatorischer Entwicklungen, die sich in den europäischen Sprachen niedergeschlagen haben. Zweifelloso gibt es den europäischen Sprachbund,

²¹ Erste Informationen zum Thema bietet das am Potsdamer Lehrstuhl für deutsche Sprache der Gegenwart unter Leitung von Heike Wiese erstellte Internetportal *Kiezdeutsch* (<http://www.kiezdeutsch.de>).

auch wenn dies bislang nicht so deutlich nachgewiesen wurde wie beim Balkansprachbund.“ (Munske: 1995, 401.)

Auch wenn gerade die europäische Integration nicht die Gefahr birgt, die verschiedenen Einzelsprachen und also auch das Deutsche könnten in absehbarer Zeit ihre Existenz verlieren – gefordert und zumindest prinzipiell erklärtes Ziel ist vielmehr gerade eine Stärkung der sprachlichen Vielfalt und Eigenständigkeit²² –, so beeinflusst doch die in immer mehr Bereichen gemeinschaftlich werdende Realität die Sprachen sowie zwischensprachliche Interferenzen, vor allem auf inhaltlichem Gebiet. B. L. Whorfs These vom „Standard Average European“ klingt hier an, der Gedanke einer Art Eurosemantik (vgl. hierzu z. B. Reichmann 1993), die als Phänomen kultureller Interaktion Jahrhunderte alt ist, indes zukünftig immer wichtiger werden könnte.

Die wichtigste Kontaktsprache für das Deutsche (ebenso wie für alle anderen europäischen Sprachen) ist derzeit zweifellos das Englische bzw. Angloamerikanische. Diese Sprache hat im 20. Jahrhundert die Funktion des weltweiten Verständigungsmittels übernommen, wobei sie in diesem Zusammenhang nicht mehr als nationale, sondern als multinationale Sprache zu sehen ist. Im Unterschied zu anderen Weltsprachen wie Chinesisch, Russisch, Spanisch oder Französisch ist das Englische nicht auf eine mehr oder weniger große Region begrenzt; im Unterschied zu früheren Verkehrssprachen wie dem Latein der Gelehrten oder der Handelssprache der Hanse im hohen und späten Mittelalter ist es nicht an bestimmte Handlungszusammenhänge, soziale Gruppen oder Schichten gebunden, sondern wird – wie rudimentär oder bruchstückhaft auch immer – von Menschen unterschiedlichster Herkunft und Ausbildung verstanden.

Der englische Einfluss auf das Deutsche ist schon im 19. Jahrhundert spürbar und ist charakteristisch für das gesamte 20. Jahrhundert. In dessen zweiter Hälfte steht er jedoch in besonderer Weise in Wechselwirkung mit den gesellschaftlichen und kommunikationstechnischen Veränderungen, d. h., er wird nicht mehr nur von einer kleineren oder größeren Minderheit wahrgenommen, sondern betrifft in Beruf und Alltag mittlerweile den weitaus größten Teil der Sprachgemeinschaft. Das Englische ist dabei nicht nur Lingua franca, sondern vielfach auch Gegenstand und Mittel der kulturellen Identifikation. Die zu verschiedenen Zeiten (beispielsweise während der 1920er Jahre), für die breite Mehrheit jedoch erst nach Ende des zweiten Weltkriegs feststellbare Orientierung am Vorbild USA führte zu einer Modifikation des Deutschen vor

²² Zu nennen sind hier u. a. die „Tutzinger Thesen zur Sprachenpolitik in Europa“ (z. B. in: *Der Sprachdienst* 43/1999: 220–222), die sich für sprachkulturelle Identität, Sprachenpluralität und Mehrsprachigkeit des Einzelnen einsetzen, und die Forderungen, die 2006 anlässlich eines Expertengesprächs, veranstaltet von der Alexander-von-Humboldt-Stiftung und der Deutschen Welle, formuliert wurden (vgl. Leonhard 2007: 50ff.).

allem auf der Ebene des Wortschatzes²³ und der Redewendungen²⁴ (weit weniger stark auf der Ebene der Grammatik und der Syntax), die in jüngerer Zeit vor allem von Laien zunehmend beklagt wird.²⁵ In diesem Zusammenhang gilt jedoch entsprechend, was Horst Haider Munske in Bezug auf das Lateinische und Französische feststellt:

„Die Rolle des Lateins als übernationale Koine vom frühen Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert ist freiwilliger Akkulturation zu danken, ebenso die Verbreitung des Französischen als Bildungssprache des europäischen Adels. Nicht die Römer und nicht die Franzosen haben ihre Sprache verbreitet und die europäischen Sprachen durch lateinische und französische Entlehnungen geprägt – es waren die Sprachträger dieser Sprachen selbst, die in freiwilliger Adaption Latein und Französisch als Zweitsprache benutzt und auf diesem Wege ihre eigenen Sprachen bereichert haben.“ (Munske 1995: 408.)

²³ Einzelwörter und Mehrworteinheiten mit fester Bedeutung (Phraseologismen) können im Zusammenhang der Frage nach Entlehnungsprozessen prinzipiell analog betrachtet werden. Man unterscheidet ausdrucksseitige und inhaltsseitige Entlehnungen. Zu den ausdrucksseitigen gehören: 1. echte Fremdwörter wie *Broker* ‚Börsenhändler‘ und 2. ausdrucksseitig assimilierte Lehnwörter wie *sponsorn* ‚finanziell unterstützen, fördern‘ (von *to sponsor*), zu denen man (als Homonyme zu vorhandenen Wörtern der eigenen Sprache) auch die in anderem Zusammenhang erwähnten *faux amis* wie *Seite* (im Internet) aus *sic* rechnen kann. Zu den inhaltsseitigen Entlehnungen gehören: 1. Lehnübersetzungen, die ein fremdes Wort in allen Bestandteilen wiedergeben, z. B. *Blumenkind* ‚Angehöriger der Hippie-Bewegung‘ (nach *flower child*), die *Pille* ‚Antibabypille‘ (nach *the pill*; vgl. Stöckhardt 1999) oder *Sinn machen* ‚Sinn haben, ergeben, sinnvoll sein‘ (nach *to make sense*), 2. Lehnübertragungen, die im Vergleich zur Lehnübersetzung freier sind und nur einzelne Wortbestandteile direkt übersetzen, z. B. *Wolkenkratzer* (nach *sky-scraper*) und *Weltnetz* (wohl eine Kontamination nach *internet* und *world wide web*), 3. Lehnerschöpfungen, die ausdrucksseitig weder eine Ähnlichkeit mit dem fremdsprachlichen Vorbild noch eine Entsprechung zu ihm aufweisen, z. B. *Nietzsche* gegenüber (*blue*) *jeans*, 4. Lehnbedeutungen, die von vorhandenen, bereits unter anderem Aspekt bedeutungsverwandten Wörtern nach dem Vorbild einer anderen Sprache zusätzlich angenommen werden (z. B. *schneiden* ‚jemanden meiden, absichtlich übersehen‘ nach englisch *to cut*). – Gradmesser der Akkulturation können daneben Wörter sein, die nach den Regeln einer anderen Sprache in der eigenen Sprache neu gebildet werden. Bekanntestes Beispiel ist *Handy* (Mobiltelefon), ein Wort, das es im Englischen so nicht gibt (dort: *mobile phone* bzw. – im amerikanischen Englisch – *cell(ular) phone*) und das daher als Hybridbildung, d. h. als spezifisch deutsches Wort nach fremdem Vorbild – gewissermaßen als Fremdwortbildung (zum englischen Adjektiv *handy* ‚griffbereit, greifbar, praktisch‘) – zu sehen ist. – Bei allem ist aber der Anteil der Anglizismen am deutschen Gesamtwortschatz nach wie vor gering (v. Polenz 1999: 402f.).

²⁴ Deutsche Flexion englischer Wortstämme (z. B. *downloaden*, *loadete down*, *habe downgeloadet*) bleiben Ausnahmen, auch wenn einige Beispiele viel zitiert werden (so eine Hamburger Modeschöpferin über ihr Label: „Wer Ladysches will, searcht nicht bei Jil Sander“). Eine Tendenz zu englischen Satzmustern ist im Deutschen derzeit nicht zu erkennen.

²⁵ Vgl. die Beiträge in Hoberg (2002), zu einer kritischen Beleuchtung des Begriffs der Lingua franca insbes. den Beitrag von Harald Weinrich.

Dass nicht jede Verwendung von Fremdwörtern Sprachbereicherung ist und Anglizismen insbesondere in der aktuellen Kommerz- und Werbesprache oft genug bloße Signal- und/oder Imponierfunktion haben, liegt auf der Hand und wird auch von seriösen Fachgelehrten wie Peter von Polenz (1999: 403) und Friedhelm Debus (1999: 29 ff.) kritisch beleuchtet. Doch ist zu berücksichtigen: Sowohl der Versuch Aufmerksamkeit zu erregen als auch der Versuch zu beeindruckenden sind ganz alltägliche sprachliche Handlungsmuster, die in jedem gruppensprachlichen, auch z. B. im fachsprachlichen Diskurs üblich sind. Sprachliche Handlungen aber sind in erster Linie nach ihrem Erfolg zu bewerten. Wenn durch die Verwendung von Anglizismen etwa in einem Werbetext die ins Auge gefasste Zielgruppe tatsächlich erreicht und zum Konsum animiert wird, so ist die Verwendung unter *diesem* Aspekt sinnvoll und bleibt es auch dann, wenn andere, *nicht zur Zielgruppe gehörende* Personenkreise mit Unverständnis, Verunsicherung oder Verärgerung reagieren.

3.6.2. Charakteristika des Spätneuhochdeutschen

Stellt man die Frage, wie sich abgesehen von den soziopolitischen und kommunikationstechnischen Rahmenbedingungen die deutsche Sprache nach 1950 spezifisch von früheren historischen Perioden unterscheidet, so lässt sich eine Verschiebung im Varietätensystem anführen, die man unter verschiedenen Aspekten jeweils als Ausgleich (Einebnung von Unterschieden) charakterisieren könnte. In den Blick fallen dabei mindestens drei Punkte: ein Ausgleich zwischen Varietäten und Standardsprache (3.6.2.1), ein Ausgleich zwischen Schreibsprache und Redesprache (3.6.2.2) und ein Ausgleich zwischen den Stilebenen (3.6.2.3).

3.6.2.1. Ausgleich zwischen Varietäten und Standardsprache

Eine Öffnung der Grenze zwischen Varietäten und Standardsprache lässt sich insbesondere im Bereich der regionalen Varietäten (Dialekte) erkennen. Letztere existieren heute nicht mehr in der gleichen Weise wie noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Vor allem die akustischen und audiovisuellen Massenmedien trugen entscheidend zum Rückgang der Dialekte nicht nur aus der geschriebenen, sondern auch aus der gesprochenen Sprache bei. Dieser Rückgang hängt allerdings auch mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges und der Vertreibung von ca. 12 Millionen Menschen aus deutschsprachigen Gebieten in Osteuropa und Ostmitteleuropa zusammen. Das Jahrhundert alte Gefüge der deutschen Dialekte veränderte sich dadurch von Grund auf. Mundartgebiete wie Pommern und Schlesien verschwanden von der Sprachlandkarte, und die massenhafte Umsiedlung von Sprecherinnen und Sprechern dieser Dialekte in andere Dialektgebiete beeinträchtigte auch deren Geschlossenheit.

Während bis etwa 1945 für die überwiegende Mehrzahl aller Deutschen ihre jeweilige Mundart die erste Sprache war und die Schriftsprache als Sprechsprache

che erst später oder sogar nie gelernt wurde, wachsen heute viele Menschen mit der Standardsprache (allerdings meist in der einen oder anderen regionalen Färbung) auf. Dabei ist ein Funktionswandel des Dialektgebrauchs zu konstatieren:

„Er wird weniger für die allgemeine Alltagskommunikation verwendet, mehr bei speziellem Bedarf: beim geselligen, witzigen, emotionalen Reden gegenüber persönlich Vertrauten. Wo Dialekt oder Regiolekt nicht mehr zur Verfügung steht, in heimatssprachlich entwurzelten und standardsprachlich aufgewachsenen Bevölkerungsstellen, da tritt an die Stelle regionalen Sprachgebrauchs für solche Funktionen ein kaum mehr regionalenspezifischer allgemeiner neuer Substandard, der u. a. von unkonventionell sprechenden Fernsehmoderatoren und in der Jugendsprache verbreitet wird [...] Regionale Sprachvariation tritt so hinter soziale und situative zurück.“ (v. Polenz 1999: 459.)

Vor allem in den Städten ist der Übergang vom Dialekt zur regionalen Umgangssprache und von dieser zur Standardsprache fließend. Moser (1985: 1680) sieht für das Gegenwartsdeutsche insgesamt eine „Neigung zum räumlichen und sozialen Ausgleich“ als charakteristisch an. Dies bedeutet andererseits, dass die Standardsprache, die von diesem Prozess ebenfalls nicht unberührt bleibt, nicht mehr in gleicher Weise wie noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine über den anderen Varietäten gleichsam thronende, deutlich abgehobene Leitvarietät darstellt. In dem Maße, in dem sich Dialekt- oder Regiolekt Sprecher ihr annähern und sie – adaptierend – selbstständig realisieren, verringert sich ihre Qualität als sprachliches Ideal, als absoluter Maßstab „guten“ und „richtigen“ Sprechens (wenngleich nicht so sehr, dass sie ihres Leitbildcharakters ganz verlustig ginge; die Rede kann hier allenfalls von einer Relativierung, nicht von einer völligen Planierung der Prestigeverhältnisse sein).

Eine andere Verschiebung im Varietätensystem zeigt sich auf dem Gebiet der Fachsprachen. Diese „legen sich [...] wie ein großer Kranz [...] um die deutsche Gemeinsprache und wirken in vielfältiger Form auf sie ein“ (Weinrich 1984: 94). Insbesondere im Wortschatz gibt es starke Einflüsse. Nach Sommerfeldt (1988: 64) schwanken die Mutmaßungen über den Umfang des Fachwortschatzes zwischen einer Million und sieben Millionen Einheiten (gegenüber geschätzten 300 000 bis 500 000 Einheiten der Allgemeinsprache). Meist handelt es sich dabei um Wortbildungen (Kurzwörter, Ableitungen und Komposita) und Entlehnungen aus anderen Sprachen bzw. Hybridbildungen (Wortbildungen aus exogenen Bestandteilen). Immer mehr fachsprachliche Termini finden heute – oft als bildungsprachliches Wortgut – Eingang in die Allgemeinsprache. Debus (1999: 26) sieht „ein wesentliches Kennzeichen der Entwicklungen der deutschen Sprache“ darin, dass „die Standardsprache durch einen hohen

Anteil fachsprachlicher Wörter geprägt“ ist. Die Grenze zwischen Allgemeinsprache und Fachsprachen ist im konkreten Einzelfall ebenso fließend wie die zwischen Allgemeinsprache und regionalen Varietäten.

3.6.2.2. Ausgleich zwischen Schreibsprache und Redesprache

Auch bezüglich des Verhältnisses von Schriftlichkeit und Mündlichkeit unterscheidet sich die deutsche Sprache seit etwa 1950 vom vorangegangenen Neuhochochdeutschen. Spätestens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte sich eine einheitliche schriftsprachliche Norm ausgebildet, die v. a. in den elitären bildungsbürgerlichen Kreisen mehr und mehr auch zur gesprochenen Sprache wurde. In den Jahrzehnten nach 1950, insbesondere seit den frühen 1970er Jahren, erfährt die Beeinflussung der gesprochenen durch die geschriebene Sprache indes allmählich eine Umkehrung. Dies führt zur Reduktion eines allgemeinen, einheitlichen Bewusstseins schriftsprachlicher Normen: Der einen, allgemein verbindlichen und zum schützenswerten Kulturgut stilisierten Art schriftsprachlich zu schreiben und nach Möglichkeit sogar zu sprechen, stehen individuelle Arten zu schreiben, wie man tatsächlich spricht, gegenüber. Wo aber mehrere Möglichkeiten als akzeptabel gelten, da scheinen Bemühungen um die beste von ihnen nicht nur verzichtbar, sondern es geht auf die Dauer der Maßstab zur Beurteilung von Besser und Schlechter verloren.

Die sprachliche Realität in den Printmedien der Gegenwart im Gegensatz zu derjenigen des 20. Jahrhunderts – bis Anfang der 1990er Jahre – beschreibt Schmidt (2002: 322) wie folgt:

„Lange haben Korrektoren darüber gewacht, dass in unseren Zeitungen und Büchern die geltenden orthographischen und grammatischen Regelungen [...] eingehalten wurden. Was im Druck erschien, trug das Gütesiegel des Berufsstandes der Druckerei-, Verlags- und Zeitungskorrektoren. Individuelle Abweichungen von den normierten Formen hatten gegen die Hüter verbindlicher Normen kaum eine Chance. Seit den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts ist das anders. Der Berufsstand der Korrektoren scheint ausgestorben. Ersetzt ist er durch mehr oder weniger perfekte PC-Kontrollprogramme. Was bis dahin für einen Druckfehler gehalten werden musste, darf heute wieder als Ausdruck der individuellen Sprachkompetenz des Textautors oder auch seiner Redakteure gelten.“

Bei der Frage, welche Gründe für die von geltenden Normen abweichenden sprachlichen Leistungen anzuführen sind, erscheint in vielen Fällen die Vermutung hilfreich, dass im späten 20. und frühen 21. Jahrhundert Tendenzen eines Ausgleichs zwischen Schrift-/Schreibsprache und Rede-/Sprechsprache stattgefunden haben bzw. immer noch und zunehmend stattfinden.

Mit Peter Koch und Wulf Oesterreicher lassen sich Schriftlichkeit und Mündlichkeit sowohl hinsichtlich des Mediums der Realisierung sprachlicher

Äußerungen als auch hinsichtlich der Konzeption unterscheiden. Demnach ist von *mediater Mündlichkeit* dort die Rede, wo eine sprachliche Äußerung phonisch, von *medialer Schriftlichkeit* dort, wo sie graphisch realisiert ist (Koch/Oesterreicher 1994: 587). *Konzeptionelle Schriftlichkeit* bzw. *Mündlichkeit* stehen demgegenüber für „den Duktus, die Modalität der Äußerungen sowie die verwendeten Varietäten“ (ebd.). Während die Unterscheidung von medialer Schriftlichkeit und Mündlichkeit „dichotomisch zu verstehen“ ist (ebd.), erscheinen konzeptionelle Schriftlichkeit und Mündlichkeit als die „Endpunkte eines Kontinuums“ (ebd.). Der „Schriftlichkeits-Pol“ (ebd.: 588) steht dabei unter anderem für folgende Aspekte: „raumzeitliche Distanz“, „soziale Distanz“, „emotionale Distanz“, „öffentliche Sprachverwendungssituation“, „Monologizität“, „Reflektiertheit/Geplantheit der Äußerung“. Man könnte auch sagen: Konzeptionelle Schriftlichkeit bzw. Mündlichkeit sind sprachproduktionsbezogene Einstellungen. Sie erscheinen jeweils als die Neigung, sprachliche Äußerungen, seien sie für das Medium der Phonie oder der Graphie geplant, so zu gestalten, wie *prototypischerweise* phonische bzw. graphische Äußerungen gestaltet sind.

Eine medial schriftliche Sprachform nenne ich hier der Einfachheit halber *Schreibsprache*, eine medial mündliche *Sprechsprache*. Demgegenüber steht *Schriftsprache* für eine konzeptionell schriftliche Sprachform (die als Schreib- oder Sprechsprache erscheinen kann), *Redesprache* für eine konzeptionell mündliche (die ihrerseits Sprech- oder Schreibsprache sein kann). Schrift- und Schreibsprache einerseits und Rede- und Sprechsprache andererseits weisen dabei jeweils eine „ausgeprägte Affinität“ auf (Koch/Oesterreicher 1994: 587).

Im hier eingeführten Sinne von *Schreibsprache* und *Redesprache* ist für das späte 20. und frühe 21. Jahrhundert eine Tendenz der Annäherung zwischen beiden Sprachformen festzustellen. Diese Tendenz wird von der Forschung auf unterschiedlichen Ebenen des Sprachsystems anhand konkreter Sprachwandelphänomene behauptet.

Als Reflex der gesprochenen Sprache im syntaktischen Bereich lässt sich mit Weinrich (1984: 97) eine Tendenz der deutschen Gegenwartssprache zur Reduktion der Satzklammer interpretieren (*Die Sonne geht nicht unter in meinem Reich* statt *Die Sonne geht in meinem Reich nicht unter*). Ähnliches gilt für die seit Jahren viel diskutierte Verbzweitstellung im kausalen Nebensatz mit *weil* (*Ich kann nicht mit in die Kriebe, weil ich bin anderweitig verabredet*). Das Phänomen erregte auch außerhalb der Sprachwissenschaft weithin Aufmerksamkeit. Sprachpflegerisch gesinnte Zeitgenossen gründeten eine Aktionsgemeinschaft „Rettet den Kausalsatz“ (Wegener 1999: 3); in Hamburg wurde 1994 in einer Gymnasialklasse auf Anregung des Deutschlehrers jeder *weil*-Satz mit Verbzweitstellung als „sprachliche Schlamperei“ mit einer Geldbuße belegt (ebd.). Die Linguistik sieht heute in der beschrifteten Satzstellung jedoch gemeinhin nicht mehr einen Bruch der Satzkonstruktion (Anakoluth) und damit einen Regelverstoß, sondern ein „Spezifikum der gesprochenen

Sprachform“ (Glück/Sauer 1997: 45). In neueren Grammatiken wird die Konstruktion üblicherweise berücksichtigt, bisweilen schon als (in manchen Kontexten) regelkonform gesehen und für bestimmte Redezusammenhänge sogar empfohlen.²⁶

Im Wortschatz werden Elemente gesprochener Sprache auf unterschiedlicher Ebene in die Schriftlichkeit übernommen. Besonders signifikant ist hier die Wortbildung: zu nennen sind u. a. Ableitungen auf *-il-yl-ie* (*Wessi, Ossi, Fuzzi, Yuppie*)²⁷, auf *-o* (*Realo, Brutalo, Fascho*), auf *-e* (*Häme, Zyme, Schreibe*)²⁸ sowie Kurzwörter ohne Ableitungssuffix (*Prof* ›Professor, *Alk* ›Alkohol, *Uni* ›Universität).

Auf der morphosyntaktischen Ebene beschreiben Glück/Sauer (1997: 53) eine „Tendenz, die normgerechte Markierung von Akkusativobjekten durch die entsprechenden Endungen aufzugeben“ („Kein Schutt abladen!“); ähnliches gilt auch für den Dativ („Durchfahrt verboten, außer Bewohner und Versorgungsfahrzeuge“, ebd.: 54). Die Autoren schlagen vor, dergleichen nicht als Kasuswechsel, vielmehr als „phonologische Reduktionen (nachlässige Aussprache, ‚Verschlucken‘ von unbetonten Silben)“, mithin als Auswirkungen der Sprechsprache auf die Schreibsprache zu interpretieren (ebd.: 58).

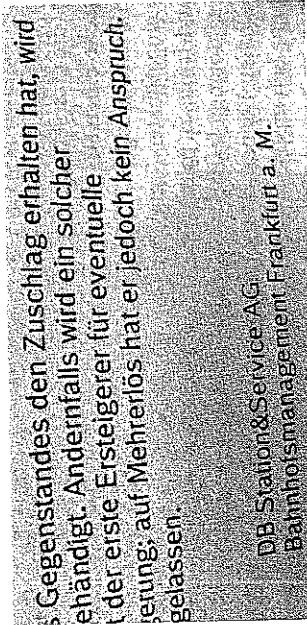


Abb. 1. Aushang im Hauptbahnhof Frankfurt a. M., März 2008

²⁶ Einen Überblick über die Literatur gibt Wegener (1999: 4); sie stellt fest: „Weil-Verbzeit ist [...] grammatikfähig geworden.“ (Ebd.)

²⁷ Das Ableitungsmuster „Kurzform auf *i*“ gilt nicht nur für Substantive, sondern – seltener – auch für Adjektive, z. B. bei *deppi* (in *deppi* niedergeschlagen, depressiv sein).

²⁸ Die Ableitungen auf *-e* sind wohl zu einer größeren Gruppe von Verbalableitungen zu rechnen, zu denen auch seit Jahrhunderten übliche Wörter wie *Rede* gehören. Das Derivationsmuster, dem der Präteritalstamm zugrunde liegt (erkennbar bei starken Verben wie *Gabe* < *geben*, *Sprache* < *sprechen* usw.), scheint jedoch in neuerer Zeit umgedeutet worden zu sein: Die Ableitung erfolgt bei starken Verben heute in der Regel ohne Ablaut (*Schreibe* statt *Schriebe*), wohl aufgrund der Annahme, sie entstehe aus dem Infinitiv, bei dem das *n* weggelassen werde; vgl. Glück/Sauer (1997: 75). – Zu diesen Deverbata gehören dann auch Wörter, die das Suffix *-e* nicht aufweisen, z. B. *Flatter* (in *die Flatter machen*) < *flatter[e]n*.

Freilich scheinen einige Differenzierungen angebracht. Ohne weiteres nachvollziehbar ist der postulierte Einfluss der Sprechsprache auf die Schreibsprache in Fällen der Apokope, Synkope oder – in Beispielen wie *Kein Schutt abladen!* oder auf *Mehrerlös hat er jedoch kein Anspruch* (Abb. 1) – der Ekthipsis (*kein = kein'n*). In Fällen wie *Durchfahrt verboten, außer Bewohner und Versorgungsfahrzeuge* scheint demgegenüber eher ‚Telegrammstil‘ vorzuliegen: Erreicht wird durch die Erspargung der verbindenden Präposition für eine der Textsorte bzw. Sprechhandlung *Verbort* angemessene Reduktion kommunikativer Verbindlichkeit (eine Steigerung von Schroffheit und Schärfe). Man denkt an den preußischen Offizierston des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts, aber auch an die Sprachform amtlicher Verordnungen jeder Art. Wenn hier überhaupt ein Einfluss von Redesprache (konzeptioneller Mündlichkeit) auf Schreibsprache (mediale Schriftlichkeit) zu konstatieren ist, so handelt es sich historisch gesehen jedenfalls um ein nicht besonders neues Phänomen.

Anders hingegen sind offenbar Fälle wie die folgenden zu deuten:

- Was ist ein Student heute noch wert ohne eigenem Blog, eigener Homepage, eigenem Freundesnetzwerk, eigener Videogalerie* (Abb. 2);
- Wenn [...] die Schneeverhältnisse eine starke Nutzung der [Haltestelle] Kohlhofwiesen erwarten lässt [...]* (Abb. 3);
- Für zu Schuppen neigendem Haar* (Abb. 4);
- US-Buchhändler versenden per Internet Naziliteratur nach Deutschland – obwohl dessen Vertrieb hier verboten ist* (Abb. 5);
- Man stößt auf Divisions-Sonderbefehle wie jenem aus dem Jahr 1944* (Abb. 6).

Was hier vorliegt, sind offenbar zunächst ganz gängige Grammatikfehler, wie sie immer schon bei der Produktion mündlicher wie schriftlicher Texte unterlaufen sind. In Beispiel a) prägt offenbar der Gedanke an die zu *ohne* antonymische Präposition *mit* die Konstruktion und führt zu einer Verwendung des falschen Kasus; bei b) und c) wird jeweils eine syntaktisch näher stehende, aber für die Reaktion nicht in Frage kommende Einheit als Reaktions-Orientierungsgröße gewählt (*eine starke Nutzung* für den Numerus im ersten, zu für den Kasus im zweiten Fall). Interessant erscheint demgegenüber Beispiel d), weil hier als Orientierungsgröße für die Genusreaktion des Pronomens (*dessen*) eine weiter weg stehende Einheit (*Internet*) gewählt wurde. Der falsche Kasus in Beispiel e) mag ein bloßer Tippfehler sein.

Auffällig scheint nun weniger, dass solche Fehler überhaupt gemacht werden, vielmehr dass sie in für die Öffentlichkeit bestimmten Texten vor der Publikation nicht mehr korrigiert werden. Eben dieses Phänomen aber kann durch das Sprachproduktionskonzept Redesprache (konzeptionelle Mündlichkeit) erklärt werden. Ein Charakteristikum der Sprechsprache (der medialen Mündlichkeit) ist es, dass Äußerungen zwar widerrufen, aber nicht gänzlich



Abb. 4 (links). Aufdruck auf Shampoo-Flaschen der Marke Pantene Pro-V; Aufnahme vom Aug. 2008

Abb. 5 (rechts). Bild, 11. 8. 1999

Panzer auflaufen lassen“). Man stößt auf Divisions-Sonderbefehle wie jenem aus dem Juni 1944, der angesichts „bandenlosem fährdeter Gebiete“ den „rücksichtslosen Waffengebrauch, kein Einlassen auf Ver-

Abb. 6. FAZ, 18. 8. 2006

vergänglich ist und leicht dem Vergessen anheimfällt. Brüche in syntaktischen Konstruktionen beispielsweise sind daher in der Sprechsprache ebenso wenig ein Problem wie Abbrüche mit vollständigen Neuaussätzen, und beides kann als Charakteristikum der Sprechsprache gelten. Geschriebenes hingegen ist bleibend und jederzeit wiederholbar, so dass als ein Charakteristikum der Schreibsprache die Möglichkeit der Bemühung um eine idealiter vollständige Revision erscheint.

Nimmt man nun an, dass die genannten Charakteristika der Sprech- bzw. Schreibsprache (der medialen Mündlichkeit bzw. Schriftlichkeit) als konzeptionelle Aspekte die Rede- bzw. Schriftsprache (die konzeptionelle Mündlichkeit bzw. Schriftlichkeit) prägen, so lässt sich folgende Erwartung formulieren: Wer Schriftsprache produziert, will, dass der Produktionsprozess mit all seinen Um- und Irrwegen im Produkt selbst möglichst nicht mehr erkennbar ist. Dies gilt sogar für gesprochene Schriftsprache; bis heute gibt es Zeitgenossen, die „druckreif“ zu sprechen wissen. Umgekehrt bleibt bei geschriebener Redesprache die Möglichkeit einer Revision außerhalb des Fokus. Mit anderen Worten: Wer schreibt, so als ob er *spräche*, der korrigiert möglicherweise seinen Text an der einen oder anderen Stelle, aber kaum noch intensiv im Ganzen. Was



Abb. 2. Aushang an der Universität Gießen, Winter 2008/09

Sehr geehrte Fahrgäste,

wenn es die Witterungsverhältnisse erfordern, bzw. die Schneehöhe eine starke Nutzung der Kohlenbrenner erwarten lässt, wird im Bereich Drei-Eichen-Weg und Gaibinger Weg die Verkehrsführung geändert.

Die Linie 39 fährt an diesen Tagen von Montag bis Freitag, ab 15:00 Uhr bis 16:30 Uhr, an Samstagen, Sonn- und Feiertagen, sowie in den

Abb. 3. Aushang des Verkehrsverbundes Rhein-Neckar (RVN) in Heidelberg, Dez. 2007

aus der Welt geschafft werden können: Was einmal gesagt ist, bleibt gesagt, wohingegen etwas Geschriebenes problemlos ohne Spuren gelöscht werden kann. (Eine gestrichene Passage erscheint nicht im Druck, von den neume-dialen Möglichkeiten der Textproduktion, die rückstandlose Korrekturen bereits am Bildschirm erlauben, einmal ganz zu schweigen.) Zwar können auch gesprochene Äußerungen „repariert“, d.h. neu strukturiert werden, aber eine Revision im wörtlichen Sinne ist ausgeschlossen. Sie ist auch gar nicht nötig, weil Gesprochenes in literal orientierten Sprachgemeinschaften prinzipiell

einmal geschrieben ist, bleibt bei geschriebener Redesprache geschrieben, so wie bei gesprochener Redesprache etwas einmal Gesagtes gesagt bleibt. Man schaut in der Regel vor der Publikation nicht mehr gründlich auf seine Texte (verlässt sich allenfalls auf unzulängliche Korrektur-Computerprogramme), wofür dann in aller Regel ökonomische Aspekte als Gründe herhalten müssen. Die faktische Abschaffung des professionellen Korrigierens (s. o.) ist dafür lediglich symptomatisch.

3.6.2.3. *Ausgleich zwischen den Stilebenen*

Eng mit dem Ausgleich zwischen Varietäten und Standardsprache und dem Ausgleich zwischen gesprochener und geschriebener Sprache einher geht ein Ausgleich der Stilebenen. Gemeint ist damit eine Tendenz zum allgemeinen sprachlichen Verzicht auf stilistisch gehobene Varianten einerseits und zur Aufwertung ehemals als niedrig empfundener Varianten andererseits.

Wie wenig eine gehobene Sprache schon im späten 20. Jahrhundert noch als zeitgemäß empfunden wurde, hat Uwe Förster – in engagierten Plädoyers für dieselbe – mehrfach herausgestellt (z. B. Förster 1990). Signifikant sind in diesem Zusammenhang die Bemühungen um die Einheitsübersetzung der heiligen Schrift, bei der normalsprachliche Formulierungen in der Regel den ausgefallenen (meist Archaismen) vorgezogen wurden. Sprachliche Höhezüge wurden auf diese Weise planiert, der typische „Bibelstil“, eine textortspezifische Varietät, die in vielerlei Hinsicht Relikte der Luthersprache konservierte, zu Gunsten einer modernen Einheitsprache aufgegeben. Ebenfalls zu beachten ist spätestens seit den 1970er Jahren ein Generalverdacht gegen jede Art von rhetorischem Pathos. Hält man Parlamentsreden oder (gehobene) Talkrunden bis hinein in die 1960er Jahre neben vergleichbare Textsorten seit den 1970ern, so lässt sich in letzteren ein viel enger an die Alltagssprache angelegter Sprachduktus konstatieren. Das hohe Pathos – gegen das freilich bereits im 19. und frühen 20. Jahrhundert vereinzelt polemisiert worden war (vgl. Bär 2003) – hat in der seriösen öffentlichen Rede ausgedient; wo es dennoch in Erscheinung tritt, wirkt es peinlich bzw. unfreiwillig komisch.

Am unteren Rand des Stilspektrums lässt sich hingegen beobachten, dass viele noch bis vor kurzem als derb, schmutzig oder unanständig empfundene Wörter nach und nach salonfähig werden.

»Schmutzige Wörter gehören in den Bereich des Wortschatzes, der traditionell als obszön gilt [...]. Das ist insbesondere alles, was mit Sexualität zu tun hat. Hier hat sich eine gewisse Enttabuisierung vollzogen, denn viele Wörter, die noch vor zehn, zwanzig Jahren allenfalls als ... gedruckt worden sind, werden heute immer öfter ausgeschrieben und ausgesprochen. Sie gelten nach wie vor als deftig und in der Lexikonsprache als ‚derb‘, und viele Leute finden sie nach wie vor obszön. Aber sie haben ihre angestammte Welt der Schulhöfe, Stammkneipen und Schmutzdelphetchen verlassen.

Viele von ihnen gehören zum Wortschatz der meisten Leute und sind in der lockeren Umgangssprache immer normaler geworden. *Arschloch* beispielsweise ist nach wie vor ein saftiges Schimpfwort, aber es ist immerhin von Josef Fischer MdB als Bezeichnung für den zweithöchsten Repräsentanten unseres Landes öffentlich verwendet worden (Mit Verlaub, Herr Präsident, Sie sind ein Arschloch!), und selbst die *Zeit* schreckt nicht mehr [...] davor zurück [...].“ (Glück/Sauer 1997: 37.)

Während etliche Schimpfwörter ihre Bedeutung behalten und nur einfachgängiger werden, erfahren andere Wörter, die ehemals als eindeutig abwertend empfunden wurden, eine semantische Aufwertung, indem sie z. B. von gesellschaftlichen Gruppen zur Selbstbezeichnung verwendet werden (*Hure*, *schwul*).²⁹ In anderen Fällen erfolgt eine Aufwertung durch Bedeutungsverweigerung, so bei dem bis Ende der 1970er Jahre fast ausschließlich in der Bedeutung ‚voll sexueller Begierde‘ verwendete Adjektiv *geil*, das heute nicht nur in der gesprochenen Sprache von Jugendlichen, sondern zunehmend auch in der Schriftsprache, z. B. in Medientexten, in der Bedeutung ‚toll, klasse, beeindruckend‘ zu finden ist.³⁰

3.6.3. Eine neue sprachhistorische Periode?

Das Deutsche hat unter veränderten historischen, kulturellen und kommunikationstechnischen Bedingungen seit der Mitte des 20. Jahrhunderts zu einer veränderten Form gefunden. Festzustellen sind Modifikationen in Morphologie, Lexik, Syntax und im Textbereich. Auf all diesen Ebenen des Sprachsystems zeigt sich ein größerer Einfluss der Redesprache auf die Schreibsprache und ein größerer Einfluss der Fachsprachen auf die Alltagsprache. Das Bewusstsein einer einheitlichen, verbindlichen sprachlichen Norm geht mehr und mehr verloren. Zwar sind keineswegs alle varietätenspezifischen Unterschiede weggefallen, die Grenzen zwischen den Varietäten werden aber insgesamt gesehen immer unschärfer. Damit soll nicht gesagt sein, dass eine prinzipielle Tendenz zur Nivellierung zu erwarten stünde. Vielmehr handelt es sich um einen Prozess, für den zuvor mit Bedacht der Ausdruck „Verschiebung im Varietätensystem“ gewählt wurde. Um eine räumliche Metapher zu verwenden: Es scheint, als ob

²⁹ Hier ist das nicht selten zu beobachtende Verhaltensmuster zu erkennen, abwertende Fremdbezeichnungen zu adaptieren und ihnen das negative Potenzial zu nehmen, indem man sie aktiv zur Selbstbezeichnung verwendet, gewissermaßen als Ehrentitel führt. Beispiele sind die *Romaniker* des 19. Jahrhunderts (vgl. Behler 1992: 22f.) und die französischen Expressionisten des *Fauvismus* (von französisch *les fauves* ‚die Wilden‘); beide Bezeichnungen wurden ursprünglich von Gegnern in karikierender bzw. diffamierender Absicht gebraucht.

³⁰ Tatsächlich handelt es sich dabei nicht um eine völlig neue Bedeutung, sondern um die – wohl unwissentliche – Wiederbelebung einer älteren, sogar ursprünglichen Bedeutung, die jedoch spätestens seit dem 19. Jahrhundert weitgehend in Vergessenheit geraten war (s. *Der Sprachdienst* 43/1999: 235f.).

in diesem System die weitgehend vertikale Ausrichtung des Oben und Unten, Besser und Schlechter, die nach heute gängiger Lehrmeinung die Periode des Neuhochochdeutschen bestimmt hat, wieder stärker zu einer horizontalen Ausrichtung des Nebeneinander tendiere, wie sie die vorangegangene Epoche des Frühneuhochdeutschen bestimmt hat. Allerdings ist selbstverständlich weder die Varianzbreite noch der Grad dessen, was allgemein akzeptiert wird, auch nur annähernd so groß wie etwa im 15. und 16. Jahrhundert.

Verändert hat sich auch die Sprachkontaktsituation. Der Einfluss anderer Sprachen auf das Deutsche ist ein wichtiger Faktor des sprachlichen Wandels. Insbesondere das Englische (genauer: das Angloamerikanische) ist hier von Bedeutung; es hat ganz offensichtlich eine ähnliche Funktion übernommen, wie sie in früheren Jahrhunderten das Latein erfüllte. Eine zweite, im Gegensatz zum Englischen interne Kontaktsprache, die für das Deutsche immer wichtiger wird, ist das Türkische.

Alle genannten Fakten lassen den Eindruck entstehen, dass die deutsche Sprache seit ca. 1950 spezifische Eigenheiten aufweist. Die Unterschiede zur unmittelbar vorangehenden Periode, dem Deutsch der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, sind sowohl in Bezug auf das Sprachsystem als auch auf die soziokulturellen Rahmenbedingungen sicherlich nicht geringer als beispielsweise die zwischen dem späten Frühneuhochdeutschen in der ersten Hälfte und dem frühen Neuhochochdeutschen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Die Frage stellt sich, ob diese Beobachtung nicht Anlass geben sollte, für das gegenwärtige Deutsch sprachhistorisch gesehen wiederum eine neue Periode anzusetzen, die auch terminologisch deutlich von der davor liegenden (eben derjenigen, die in der Sprachgeschichtsschreibung üblicherweise Neuhochochdeutsch genannt wird) zu unterscheiden wäre. Mit Hartmut Schmidt (2002) könnte man von „Spätneuhochdeutsch“ sprechen.

Ein zusätzliches Argument dafür könnte die Tatsache liefern, dass dasjenige, was man üblicherweise *Neuhochdeutsch* nennt, heute oft genug bereits schwierig zu verstehen ist.

„Zentrale Schriften des 17- bis 19. Jahrhunderts, gelegentlich sogar Texte aus der Mitte des 20. Jahrhunderts, sind durch den verwendeten Wortschatz, durch regionale und stilistische Eigenheiten, nicht zuletzt aber auch durch ihre komplexe sprachliche Struktur erklärungsbedürftig.“ (J. Riecke, im vorliegenden Band, S. 108)

Dieses Phänomen führt dazu, dass seit einigen Jahren literarische Texte der deutschen Klassik und des späteren 19. Jahrhunderts, die der Schullektüre dienen sollen, in gegenwartsdeutscher Übersetzung angeboten werden (vgl. Riecke 2007: 46). Folgt man Sonderegger (1979: 185ff.), so können eben solche Probleme, die eine Sprachgemeinschaft beim Verstehen älterer Texte hat, ein Kriterium für den Ansatz einer sprachhistorischen Periodengrenze zwischen beiden Zeiträumen sein („Verstehbarkeitsgrenzen“; ebd.: 190).

Als Beginn der neuen Periode gilt in der jüngeren Sprachgeschichtsschreibung häufig das Jahr 1945. Doch wengleich das Ende des Zweiten Weltkriegs und der nationalsozialistischen Diktatur ein einschneidendes historisches Ereignis darstellt, wird Sprachgeschichte durch politische Veränderungen oder Ereignisse (von direkten Sprachverordnungen einmal abgesehen) eher auf mittlere bis längere Sicht beeinflusst. Das Ende des Zweiten Weltkriegs wirkt sprachhistorisch vor allem durch bestimmte unmittelbare wie mittelbare Folgeentwicklungen: durch die Vertreibung der deutschsprachigen Bevölkerung aus den Ostgebieten und die dadurch zustande kommende essentielle Veränderung der deutschen Dialektlandschaft, durch die deutsche Teilung und durch die starke Westorientierung der alten Bundesrepublik (einschließlich Demokratisierung, Wirtschaftswunder usw.), die, einhergehend mit dem Generationswechsel, nach und nach einen tiefgreifenden, spätestens in den 1960er Jahren auch im Sprachgebrauch erkennbaren Mentalitätswandel zur Folge hatte. Man wird daher die Jahreszahl 1945 aus sprachhistorischer Sicht ebenso wie die meisten anderen exakten Daten eher als symbolisch verstehen müssen. Für eine trennscharfe Epochenlinie kann sie nicht stehen, vielmehr nur für ein wichtiges Datum in einem Übergangszeitraum, der am sinnvollsten wohl tatsächlich so unbestimmt anzugeben wäre wie oben bereits angedeutet: mittels Formulierungen wie „um die Jahrhundertmitte“ oder eben durch die als gerundet verstandene Jahreszahl 1950.³¹

Die damit sich abzeichnende sprachhistorische Fünfgliederung kommt, was die Periodengrenzen betrifft, mit derjenigen überein, die Hans Eggers (an unterschiedlichen Stellen seiner vierbändigen *Deutschen Sprachgeschichte*; zur Zusammenfassung s. Roelcke 1995: 202f.) vornimmt und wie sie auch in die Konzeption der zweiten Auflage des Handbuchs *Sprachgeschichte* (Besch/Betten/Reichmann/Sonderegger 2000: Abschnitte VIII–XIV) eingegangen ist:

1. ca. 750 bis ca. 1050: Althochdeutsch,
2. ca. 1050 bis ca. 1350: Mittelhochdeutsch,
3. ca. 1350 bis ca. 1650: Älteres oder Frühneuhochdeutsch,
4. ca. 1650 bis ca. 1950: Mittleres Neuhochdeutsch,
5. ab ca. 1950: Jüngerer oder Spätneuhochdeutsch.

³¹ Dieses Jahr wird als Periodengrenze u.a. in den sprachgeschichtlichen Darstellungen von Hans Eggers, Randoif E. Kaller, Joachim Schildt, Wilhelm Schmidt und Christopher J. Wells vorgeschlagen; vgl. die Synopse bei Roelcke (1995: 177ff.). Je nach bevorzugtem oder gerade hervorgehobenem Gliederungskriterium kann die Grenze einige Jahrzehnte davor oder danach angesetzt werden. Beispielsweise ließe sich unter dem Aspekt des Einflusses der auditiven Massenmedien auf die Sprache bereits in den 1920er Jahren von einem Epochenwechsel sprechen, während sich auf dem Gebiet der Stilistik, Metaphorik usw. ein deutlicher Wandel erst in den 1960er Jahren (und zwar hauptsächlich in Westdeutschland) abzeichnen beginnt.

Es bedarf keiner Erläuterung, dass damit lediglich ein allgemeiner sprachhistorischer Bezugsrahmen postuliert wird, eine eingängige Grobgliederung, wie sie sich besonders für Überblicksdarstellungen eignet – für eine Textsortengruppe, deren Bedeutung im Zusammenhang jeder Art von Wissenschaftsvermittlung und letztlich des gesellschaftlichen Stellenwertes der Sprachwissenschaft nicht hoch genug einzuschätzen ist. Für detaillierte Einzeluntersuchungen jeder Art empfehlen sich gegebenenfalls feinere und (in Abhängigkeit vom Untersuchungsinteresse) an jeweils unterschiedlichen Kriterien orientierte Gliederungen, die hier aber keine Rolle spielen sollen.

4. Entwicklungstendenzen des Spätneuhochdeutschen

Ob tatsächlich „frühneuhochdeutsche Zustände im Spätneuhochdeutschen“ zu erwarten sind, also eine extreme Variantenvielfalt, wie Schmidt (2002) fraglich macht, bleibt zunächst abzuwarten. Setzen sich die aufgezeigten Tendenzen in den nächsten Jahrzehnten unverändert fort, so scheint eben dies freilich die Richtung, in welche die Entwicklung verlaufen dürfte – zumal (hier ist das demokratische System ursächlich, welches das Mitredendürfen begründet, und die Massenmedien sind als Multiplikatoren wichtig) immer mehr Leute aus den unterschiedlichsten gesellschaftlichen Schichten in vielerlei Hinsicht mitreden wollen und können.

Die Redesprache wird unter diesem Aspekt künftig eine vermutlich noch weitaus größere Rolle als bisher spielen. Möglicherweise wird der innere Sprachkontakt mit dem Türkischen sich verstärken. Auf dem Wege über die massenmedial verbreitete Parodie könnte die „Kanak Sprak“ ihren bislang unterschichtigen Charakter nach und nach verlieren und sowohl die Artikulation als auch die Morphosyntax des Deutschen dauerhaft beeinflussen – ein Sprachwandel (was historisch neu sein dürfte) *per ineptiam*. Noch kann man sich durch die Nachahmung dieser Sprache über diejenigen lustig machen, die keine andere Varietät des Deutschen beherrschen oder zu beherrschen scheinen. Verselbständigt sich die Persiflage, ist irgendwann die Reaktion nicht mehr Gelächter, sondern nur noch aktive Nachahmung, so wird der Sprachwandel als erfolgt anzusehen sein.

Die Differenziertheit der Stilebenen wird vermutlich noch etwas weiter zurückgehen; vgl. auch Riecke (2007: 49), der den „fast völligen Verlust von sprachlich-stilistischer Variation“ als „das sprachliche Hauptübel“ bezeichnet, „das zur Zeit in Deutschland um sich greift“. Hier könnte man allerdings früher oder später auch eine Gegenbewegung erwarten: Es ist unwahrscheinlich, dass die planierte Sprache die vielschichtigen kommunikativen Bedürfnisse dauerhaft befriedigen kann.

Ansonsten: Der englische Einfluss wird weiter zunehmen, vermutlich noch jahrzehnte lang. Allerdings wird in der Sprachwissenschaft auch die Auffassung geäußert, dass dieser Einfluss sprachhistorisch gesehen nicht von größerer

Dauer sein wird: „Der bisherige Verlauf der Entlehnung von Anglizismen unterscheidet sich von dem der Wörter aus anderen Sprachen [...] nur dadurch, dass er später [...] eingesetzt hat und noch keine deutliche Abschwächungstendenz zeigt. Sein Verlauf erweist sich bisher als gesetzmäßig, so wie der der Fremdwörter aus anderen Sprachen es auch war“ (Best 2003: 19). Entlehnungsprozesse „entwickeln sich über Jahrhunderte und zeigen dabei einen typischen s-förmigen Verlauf. D.h., es gibt eine Phase, in der die Wortübernahmen aus einer bestimmten Sprache einsetzen, zuerst nur allmählich und dann immer schneller zunehmen, bis der Zuwachs schließlich erlahmt und irgendwann fast zum Erliegen kommt“ (Best 2000: 49). Die Entlehnung englischer Wörter nun „befindet sich Mitte des 20. Jhds. anscheinend etwa in der Mitte“ eines solchen „S-förmigen Prozesses“ (Best 2003: 9), d.h., die Menge der neu entlehnten Anglizismen dürfte zukünftig nach und nach wieder geringer werden. (Es geht dabei wohlgenerkt nicht um sprachhistorisch kurze Zeiträume von wenigen Jahren oder selbst zwei bis drei Jahrzehnten und auch nicht um die Masse der in bestimmten Textsorten, z. B. in der Werbung, für wenige Wochen oder Monate verwendeten und dann wieder in Vergessenheit geratenden englischen Wörter, sondern lediglich um solche, die langfristig in den Wortschatz der Allgemeinsprache eingehen.) Trifft die Berechnung tatsächlich zu, so könnte durchaus in hundert bis hundertfünfzig Jahren das amerikanische Englisch seine Rolle als wichtigste Kontaktsprache des Deutschen verloren haben.

Was in Zukunft durchaus in Frage steht, ist die internationale, vor allem die europäische Rolle der deutschen Sprache. Neuere Forschungen, insbesondere von Ulrich Ammon (z. B. Ammon 2000; ders. 2002), zeigen, dass das Deutsche in verschiedenen Bereichen, vor allem in der Wissenschaft und in der Wirtschaft, international gesehen seine frühere Bedeutung seit längerem verloren bzw. an das Englische abgetreten hat. Speziell im Kontext der Europäischen Union ist es zwar auf dem Papier eine gleichberechtigte Arbeitssprache, faktisch werden aber nahezu alle Amtshandlungen in französischer, vor allem aber in englischer Sprache vorgenommen.³² Zwar mehrten sich die Stimmen, dass die Rolle des Deutschen in der Welt und in Europa gestärkt werden müsse, und sogar das Bundeskanzleramt erklärt sich in diesem Sinne. Die Taten, die hier unbedingt folgen müssten, wären eine erhebliche finanzielle Stärkung der im Ausland Deutsch als Fremdsprache vermittelnden Institutionen, insbesondere der Goethe-Institute, ebenso Maßnahmen im inländischen Bildungsbereich, z. B. eine Stärkung des Deutschunterrichts (in jedem Fall wäre sicherzustellen, dass Deutsch als Unterrichtssprache vom ersten Schuljahr an problemlos Verwendung finden kann, was derzeit aufgrund des hohen Anteils nicht Deutsch sprechender Kinder in vielen Schulen kaum noch möglich ist), sowie eine Unterstützung der ‚Lobby-Arbeit‘ von Einrichtungen wie der Gesellschaft für

³²Vgl. hierzu sowie allgemein zum Thema „Sprache als Instrument der Außenpolitik“ den Beitrag von Stark (2000).

deutsche Sprache, um die Relevanz des Themas Sprache im allgemeinen Bewusstsein deutlicher zu verankern.

Inwiefern sich die Politik in den nächsten Jahren dieser Themen annehmen und ihre seinerzeitige Betroffenheit im Zusammenhang der Pisa-Studie in konkrete Maßnahmen umsetzen wird, muss sich zeigen. Es ist, worüber in den letzten Jahren innerhalb des Fachs weitgehende Übereinstimmung zu herrschen scheint, eine der wichtigsten Aufgaben der Germanistik, hier für ein öffentliches Bewusstsein zu arbeiten (vgl. dazu z. B. die Wissensdomäne „Deutsche Sprache“ des Forschungsnetzwerks „Sprache und Wissen“ unter www.suw.uni-hd.de); es ist demnach eine der Aufgaben der universitären Ausbildung, ein solches Bewusstsein bei der kommenden Generation von Germanistinnen und Germanisten zu schaffen. Ebenso wie ein verständiger Blick in die Zukunft ohne Kenntnis der Vergangenheit nicht möglich ist, kann umgekehrt kein Blick in die Vergangenheit befriedigen, der zukünftige Perspektiven ausblendet. Dies ist es, was die Fachgermanistik auch und gerade bei der Beschäftigung mit der Sprachgeschichte nicht aus dem Auge verlieren muss.

5. Sprachpflege

Sprache ist in der Realität immer nur in Form konkreter Äußerungen einzelner Sprecher greifbar. Ein Sprachsystem ist dagegen immer ein wissenschaftliches Konstrukt, eine idealtypische Reduktion, die durch Abstraktion von den einzelnen Sprach- bzw. Sprechereignissen hervorgebracht wird.

Jede Sprache ist eine komplexe Interaktionsform einer bestimmten Gruppe von Menschen (der Sprachgemeinschaft), erfüllt verschiedene Funktionen (z. B. Verständigung, Manipulation, Darstellung von Gegenständen und Sachverhalten, kognitive Erfassung und Gliederung der Welt) und ändert sich mit wechselnden Aufgaben und Anforderungen. Als Gesamtheit von Sprechakten existiert sie, wie eingangs ausgeführt, überhaupt nur im permanenten Wandel – eine Tatsache, mit der sich jede Beschäftigung mit Sprache auseinanderzusetzen hat.

In diesem Zusammenhang wird nicht selten zugleich Besorgnis um die Sprache wach. Beispiele sind sattsam bekannt. Welcher sprachbewusste Zeitgenosse hätte sich nicht schon einmal über Sätze geärgert wie „Es würde Sinn machen, dieses Jahr was für die Sprache zu tun, weil, in 2001 ist das Europäische Jahr der Sprachen“ (Hörbeleg „aus“ 2001), oder auch den Verfall der schönen alten starken Verben beklagt (*gefefitet, geschwört, verschwindet* statt *gefochter, geschworen, verschwinden*)?

Wäre es nicht die Aufgabe aller verantwortungsbewussten Mitglieder der Sprachgemeinschaft und insbesondere die Aufgabe der Sprachwissenschaft, solchen Sprachwandel aufzuhalten, solche Entwicklungen rückgängig zu machen? Geht die Sprache sonst nicht „vor die Hunde“?

Wenn man so argumentiert, ist sie dort längst, und es besteht wohl keine Chance, sie von dort wieder wegzubekommen – denn wo fände sich beispielsweise eine Lobby dafür, nicht mehr *bellen, bellte, gebellt* zu sagen, sondern wieder schön und stark wie Jacob Grimm: *bellen, ball, gebollen*?

Dergleichen mutet absurd an, und eben dies ist ein Indiz dafür, dass Sprachverfall offenbar recht unterschiedlich wahrgenommen wird. Dass alles Bekannte und Vertraute (und daher in der Regel unhinterfragt für gut und richtig Gehaltene) stets Ergebnis von Sprachwandelprozessen ist, bleibt nämlich gemeinhin unberücksichtigt. Als kritikwürdig wird allenfalls der Wandel empfunden, den man selbst erlebt, nie der, den frühere Generationen erlebt haben.³³

Dennoch ist die Sorge um die Sprache selbstverständlich legitim, selbst wenn es hauptsächlich die Sorge um die Leichtigkeit des eigenen alltäglich wiederholten Spracherwerbs ist, die einen umtreibt, da man über das eingangs erwähnte Nachahmungstalent ja nicht in unbegrenztem Maße verfügt. Man braucht Vertrautes und allgemein Geltendes, sonst gibt es keine Wiederholung und keine Verständigung, und da die Sprache sich nur durch die Sprache erhält, bedarf es der „Bewahrung eines sprachlichen Usus“ zum Zweck „der Traditions- und Kontinuitätssicherung“ (Stöckhardt 2000: 206).

Die Frage muss daher nicht lauten: *Braucht man überhaupt sprachliche Normen?*, sondern vielmehr: *Braucht man die hergebrachten sprachlichen Normen?* bzw. konkreter: *Sollte es ein Anliegen sein, die im Wandel befindlichen und seit dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts teils in Vergessenheit geratenden sprachlichen Normen des 19. und der beiden ersten Drittel des 20. Jahrhunderts zu retten?*

Die Antwort ist nicht ganz so einfach, wie sie auf den ersten Blick scheinen mag. Es kommt dabei sehr stark auf die Perspektive an.

Die Sprache selbst – besser gesagt: die an funktionierender Kommunikation und durchaus auch an der Hervorbringung kultureller Leistungen wie Literatur oder Wissenschaft interessierte Sprachgemeinschaft – braucht speziell *diese* Normen nicht. Es bedarf, wie gesagt, zwar durchaus eines bestimmten Grades an allgemeinem Regelbewusstsein und eines allgemeinen Bemühens um Angemessenheit des sprachlichen Ausdrucks³⁴; *welche* Regeln aber im

³³ Der intellektuelle Konservatismus – was man einmal gelernt hat, lässt man nur höchst ungern wieder in Frage stellen – ist dabei keineswegs eine neue Erscheinung. Bereits 1478 beklagt der Esslinger Stadtschreiber Niclas von Wyle den zeitgenössischen Sprachwandel, im Prinzip mit genau den gleichen Topoi, die auch heutzutage noch in ähnlichen Zusammenhängen Verwendung finden: „ÿetz [...] in alle schwebischen cantzlien [...] schribent die schreiber ei für ai [...] daz ain grosse vnütze endrüg ist vnserz gezüngs [...] Ich [...] hab mich [...] grosses flysses gebruchet dz ich gewontez zeschriben ai für ei. Aber ÿetz were not mich des wider ze entwänen [...] das ich aber nit tün wil.“ (Zitiert nach Reichmann/Wegera 1988: 50.)

³⁴ Mit dem Wort *Angemessenheit* ist die antike rhetorische Kategorie des *Aptums* angesprochen, wie sie als Qualitätskriterium für sprachlichen Ausdruck traditionell herangezogen wird. Konkret ist damit mindestens viererlei gemeint (vgl. Bär 2002a: 134): Angemessenheit an den Sprecher/Schreiber und seine Intention, Angemessenheit an den Adressaten bzw. Rezipienten-

bestimmte Sprachgebräuche als sprachliche Normen zu setzen und/oder zu vermitteln, vielmehr darum, Sprachgebräuche historisch und funktional transparent zu machen und damit einer interessierten Öffentlichkeit Möglichkeiten zu reflektiertem Sprechen und Schreiben an die Hand zu geben. Denn keine Sprachverwendung, die blind irgendwelchen Regeln folgt, ist gut; Chancen, es zu sein, hat hingegen eine solche, die Regeln kennt, ihren Sinn einschätzen und sie gegebenenfalls auch bewusst brechen kann.

6. Fazit

Die deutsche Sprachgeschichte verlief weder kontinuierlich noch zielgerichtet. Das gegenwärtige Deutsch ist das Ergebnis eines jahrhundertlangen Prozesses, an dem verschiedenste Faktoren – räumliche, soziale, politische, kulturelle – beteiligt waren; sie ist daher ein strukturell durchaus uneinheitliches, durch viele historische Zufälle gewachsenes und gewordenes Gebilde. Kommunikation, eine der wichtigsten sprachlichen Aufgaben, funktionierte über Jahrhunderte hinweg auch ohne Gemeinsprache, insbesondere ohne einheitliche Rechtschreibung. Eines der großen sprachbewusstseinsgeschichtlichen Ereignisse der letzten Jahre, die erregte Debatte um die am 1. 8. 1998 in Kraft getretene Neuregelung der Orthographie (vgl. den Beitrag „Semantische Kämpfe um die Rechtschreibreform“ von Jörn Stegmeier im vorliegenden Band), betrifft daher aus sprachhistorischer Sicht lediglich ein linguistisches Randgebiet.

Wie die zukünftige Entwicklung dieser neuen, der fünften Periode der deutschen Sprachgeschichte verlaufen könnte, wurde dargestellt; und ebenso, dass es diesbezüglich keine Sicherheit geben kann. Manche Zeitgenossen, die Älteren vor allem, die noch in der vierten Epoche, dem Neuhochdeutschen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, groß geworden und mit dieser Sprachform untrennbar verbunden sind, könnten die Tatsache, dass keineswegs alles so kommen muss wie vorstehend ausgeführt, durchaus beruhigend finden. Denn die Sprache ist nun einmal der Feind der Sprache. In Abwandlung eines Hölderlin-Zitats ließe sich sagen: Täglich listet die Sprache der Gebrauch uns ab. Wer aber, um die Sprache vor Gebrauch zu schützen, gar nicht mehr sprechen und sprechen lassen wollte, wie der Müller Voß in Brentanos *Märchen vom Murmelthier*, der verlöre die Sprache völlig, und wer ihren Wuchs und durchaus mitunter auch Wildwuchs mittels Verordnungen und Gesetzen einschränken wollte, der würde sie lediglich verkrüppeln und verstümmeln. Das ist eben ihr Wesen, dass sie sich ständig wandeln muss, aber eben dadurch allein lebendig bleibt. In diesem Sinne spricht Goethe (1817: 117) gelassen von den „Quellen“ der Sprachentwicklung: „[S]ollten sie in ihrer Heftigkeit auch etwas Bergschutt mitführen, er setzt sich zu Boden und die reine Welle fließt darüber her“.

Denn die Sprache erhält sich nur durch die Sprache. Man braucht sich also keineswegs um die Sprache zu sorgen; aber man kann für sie sorgen, indem

Einzelnen befolgt werden und mit *welchen* Mitteln man Angemessenheit des Ausdrucks konkret zu erreichen sucht, ist zweitrangig. Jede einzelne Regel³⁵ bzw. Regelmenge³⁶ ist daher per se verzichtbar und kann an anderer Stelle des Regelsystems kompensiert werden, ohne dass die Kommunikations-, Erkenntnis- oder Darstellungsfunktion der Sprache beeinträchtigt wird. Aufgabe der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Sprache ist es nicht, einzelne Fälle zu bewerten, sondern den sprachlichen Wandel als solchen zu konstatieren, in größeren Zusammenhängen zu sehen, zu beschreiben (und ggf. auf mögliche Folgen hinzuweisen).³⁷ Subjektive Vorlieben für oder Abneigungen gegen einen bestimmten einzelnen Sprachgebrauch vermitteln kein allgemeines Bild der Sprache und ihrer Geschichtlichkeit im Ganzen.

Sprache erfüllt freilich nicht nur die genannten Funktionen, sondern auch die der Identitätsstiftung bzw. -sicherung. Wer jemand ist, zu welcher sozialen Gruppe er gehört, definiert sich großenteils über die Sprache. Aus diesem Grund pflegen viele Mundartsprecher ihren Dialekt und aus diesem Grund hängen etliche Gebildete an der Sprache Thomas Manns und Günter Grass'. Aufgabe einer sich selbst als umfassend verstehenden wissenschaftlichen Beschäftigung mit Sprache kann es daher gleichfalls nicht sein, allen Forderungen nach Bewahrung eines bestimmten Sprachstandes pauschal eine Absage zu erteilen. Täte sie dies, so ignorierte sie eine relevante Dimension ihres Gegenstandes (der Sprache). Keinem Naturwissenschaftler wird man es vorwerfen, wenn er sich zugleich als Naturschützer engagiert (wobei nicht betont zu werden braucht, dass kein Naturwissenschaftler *als solcher* Naturschützer ist oder sein muss). Entsprechend kann und darf jeder Sprachwissenschaftler, der dazu den Beruf fühlt, nicht nur über Sprache, sondern auch mit Sprache, an der Sprache und für die Sprache arbeiten.³⁸ Dabei wird es weniger darum gehen,

ten und seine Erwartungen, Angemessenheit an den Gegenstand und seine (intersubjektiv konsensfähige) Beschaffenheit sowie Angemessenheit an die als gängig oder allgemein gebräuchlich akzeptierten sprachlichen Regeln.

³⁵ Beispielsweise: „Gebrauche Substantive, die keine Eigennamen sind und die nicht für eine unbestimmte Menge eines nicht zählbaren Materials stehen, mit bestimmtem oder unbestimmtem Artikel“, „Gebrauche zur Angabe des Ziels oder der Richtung bei Verben der Bewegung eine Präpositionalgruppe (*in/nach/zu*...) oder (*da/hier*)“ und „Gebrauche *weil* mit Verbletzstellung“, also nicht: *Ich geh Bahnhof, weil ich will Frankfurt*, sondern *Ich gehe zum Bahnhof, weil ich nach Frankfurt will*.

³⁶ Beispielsweise: „Beachte innerhalb von Substantivgruppen und bei Pronomina die Genusrekursion“.

³⁷ Zur Frage der Wertung vgl. Glück (2000: insbes. 62f.), der hier zu Recht differenziert: Sprachwissenschaftler/-innen kommen ohne Werturteile selbstverständlich nicht aus – „Faktisch normieren sie, indem sie beschreiben, was sie beschreiben“ (ebd.: 62) –, es ist aber „nicht ihre Aufgabe, Geschmacksurteile abzugeben oder falsch gestellte Fragen zu beantworten“ (ebd.: 63).

³⁸ Spracharbeit hier im Sinne von Bär (2002b: insbes. 231ff.). Für das gleiche Anliegen sind in der Sprachwissenschaft Bezeichnungen wie *Sprachkritik* (z. B. bei Walther Dieckmann), *Jürgen Schiewe*, *Rainer Wimmer* oder *Sprachkulturierung* (z. B. bei Abrecht Greule) gängig.

man spricht und schreibt und damit nicht nur andere nachahmt, sondern zugleich auch selbst anderen potentiell zum Vorbild wird. Und man kann ein Übriges tun, indem man *gut* (im Sinne des Aptums, vgl. Anm. 34) spricht und schreibt – letzteres sinnvollerweise anders, als man spricht, denn Sprechen und Schreiben haben unterschiedliche Funktionen und folgen unterschiedlichen Regeln – und damit potentiell ein *gutes* Vorbild ist. Mit anderen Worten: Man sollte Sprachbewusstsein im umfassenden Sinne (vgl. z. B. Wimmer 1983; ders. 1984) entwickeln, anwenden und nach Möglichkeit anderen vermitteln. Dann mag die Zukunft der deutschen Sprache beschaffen sein, wie sie will: Sie *hat* eine Zukunft.

Zitierte Literatur

- Abel, Jürgen (1999) Cybers@ng. Die Sprache des Internet von A bis Z. München. (Beck'sche Reihe 1294)
- Ammon, Ulrich (2000) Geltungsverlust und Geltungsgewinn der deutschen Sprache seit der Mitte des 20. Jahrhunderts. In: Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2., vollst. neu bearb. u. erw. Aufl. Hrsg. v. Werner Besch/Anne Betten/Oskar Reichmann/Stefan Sonderegger. 2. Teilbd. Berlin/New York, 2185–2190. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.2)
- Ammon, Ulrich (2002) Deutsch unter Druck von Englisch in Wissenschaft und Politik. In: Deutsch – Englisch – Europäisch. Impulse für eine neue Sprachpolitik. Hrsg. v. Rudolf Hoberg. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich, 139–151. (Thema Deutsch 3)
- Bär, Jochen A. (1999) Die Geschichte der deutschen Sprache. Ein Abriss. In: Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in zehn Bänden. Hrsg. vom Wissenschaftlichen Rat der Dudenredaktion. 3., völlig neu bearb. u. erw. Aufl. Bd. 10. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich, 4771–4782
- Bär, Jochen A. (2000a) Deutsch im Jahr 2000. Eine sprachhistorische Standortbestimmung. In: Die deutsche Sprache zur Jahrtausendwende. Sprachkultur oder Sprachverfall? Hrsg. v. Karin M. Eichhoff-Cyrus und Rudolf Hoberg. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich, 9–34. (Thema Deutsch 1)
- Bär, Jochen A. (2000b) Wörter des Jahres 1999. In: Der Sprachdienst 44, 1–20
- Bär, Jochen A. (2002a) Das Wort im Spiegel der Sprachkritik. In: Das Wort. Seine strukturelle und kulturelle Dimension. Festschrift für Oskar Reichmann zum 65. Geburtstag. Hrsg. v. Vilmos Ágel/Andreas Gardt/Ulrike Hass-Zumkehr/Thorsten Roelcke. Tübingen, 133–158
- Bär, Jochen A. (2002b) Darf man als Sprachwissenschaftler die Sprache pflegen wollen? Anmerkungen zu Theorie und Praxis der Arbeit mit der Sprache, an der Sprache, für die Sprache. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 30, 222–251
- Bär, Jochen A. (2003) Pathos. [B. IV–VII.: Barock, Aufklärung, Empfindsamkeit, Sturm und Drang, Klassik, Romantik, Idealismus, Vormärz, Realismus, Moderne.] In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Hrsg. v. Gert Ueding. Bd. 6: Must-Pop. Tübingen, 706–717
- Bär, Jochen A. (2004) Genus und Sexus. Beobachtungen zur grammatischen Kategorie „Geschlecht“. In: Adam, Eva und die Sprache. Beiträge zur Geschlechterforschung. Hrsg. v. Karin M. Eichhoff-Cyrus. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich, 148–175. (Thema Deutsch 5)
- Behler, Ernst (1992) Frühromantik. Berlin/New York. (Sammlung Götschen 2807)
- Besch, Werner (2003) Entstehung und Ausformung der neuhochdeutschen Schriftsprache/Standardsprache. In: Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache

- und ihrer Erforschung. 2., vollst. neu bearb. u. erw. Aufl. Hrsg. v. Werner Besch/Anne Betten/Oskar Reichmann/Stefan Sonderegger. 3. Teilbd. Berlin/New York, 2252–2296. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.3)
- Besch, Werner/Anne Betten/Oskar Reichmann/Stefan Sonderegger (Hgg.) (2000) Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2., vollst. neu bearb. u. erw. Aufl. 2. Teilbd. Berlin/New York. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.2)
- Best, Karl-Heinz (2000) Unser Wortschatz. Sprachstatistische Untersuchungen. In: Die deutsche Sprache zur Jahrtausendwende. Sprachkultur oder Sprachverfall? Hrsg. v. Karin M. Eichhoff-Cyrus/Rudolf Hoberg. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich, 35–52. (Thema Deutsch 1)
- Best, Karl-Heinz (2003) Anglizismen – quantitativ. In: Göttinger Beiträge zur Sprachwissenschaft 8, 7–23
- Debus, Friedhelm (1999) Entwicklungen der deutschen Sprache in der Gegenwart – und in der Zukunft? Mainz/Stuttgart. (Akademie der Wissenschaften und der Literatur: Abhandlungen der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse, Jg. 1999, Nr. 2)
- Eggers, Hans (1977) Deutsche Sprachgeschichte IV. Das Neuhochdeutsche. Reinbek bei Hamburg. (Rowohlt'sche Enzyklopädie 375)
- Förster, Uwe (1990) Unsere Sprache verliert das Angesicht. Ein Plädoyer für die gehobene Sprache; in: Der Sprachdienst 34, 161–170. Ebenfalls abgedruckt in: Uwe Förster. Sprachpflege auf wissenschaftlicher Grundlage. Beiträge aus drei Jahrzehnten. Hrsg. v. der Gesellschaft für deutsche Sprache. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich 2000, 169–175
- Fritzen, Florentine (2007) Von Aleppo nach Auschwitz? Band zum Genozid an Armeniern tappt in Teleologie-Falle. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 3. 11. 2007, S. 8
- Glück, Helmut (2000) Dürfen Linguisten werten? In: Die Zukunft der deutschen Sprache. Eine Streitschrift. Hrsg. v. Helmut Glück/Walter Krämer. Leipzig/Stuttgart/Düsseldorf, 62–70
- Glück, Helmut/Sauer, Wolfgang/Werner (1997) Gegenwartsdeutsch. 2., überarb. u. erw. Aufl. Stuttgart/Weimar. (Sammlung Metzler 252)
- Goethe, Johann Wolfgang (1817) Deutsche Sprache. Zitiert nach: Goethes Werke. Hrsg. i. Auftr. der Großherzogin Sophie von Sachsen. Weimar 1887–1919. Abt. 1, Bd. 41/1, 109–117
- Große, Rudolf (Hg.) (1970–1997) Althochdeutsches Wörterbuch. Aufgrund der von Elias von Steinmeyer hinterlassenen Sammlungen im Auftrag der sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Bd. 2. Berlin
- Hartweg, Frédéric/Wegera, Klaus-Peter (2005) Frühneuhochdeutsch. Eine Einführung in die deutsche Sprache des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit. 2., neu bearb. Aufl. Tübingen. (Germanistische Arbeitshefte 33)
- Hoberg, Rudolf (Hg.) (2002) Deutsch – Englisch – Europäisch. Impulse für eine neue Sprachpolitik. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich. (Thema Deutsch 3)
- Janich, Nina (2007) (Sprach-)Ökonomie als Prinzip der Werbung? Perspektiven, Formen, Gentendenz. In: Sprachliche Kürze. Konzeptuelle, strukturelle und pragmatische Aspekte. Hrsg. v. Jochen A. Bär/Thorsten Roelcke/Anja Steinhauser. Berlin/New York, 434–458. (Linguistik – Impulse & Tendenzen 27)
- Kallmeyer, Werner (Hg.) (2000) Sprache und neue Medien. Berlin/New York. (IDS-Jahrbuch 1999)
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (1994) Schriftlichkeit und Sprache. In: Schrift und Schriftlichkeit. Writing and Its Use. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. An Interdisciplinary Handbook of International Research. Hrsg. v. Hartmut Günther/Otto Ludwig. 1. Halbbd. Berlin/New York, 587–604. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 10-1)
- Lange, Klaus-Peter (2001) Die westfränkische Lautverschiebung nach dem Zeugnis der französischen Etymologie. In: Folia Linguistica Historica 22, 149–177

- Leonhard, Joachim-Felix (2007) Man spricht Deutsch – spricht man Deutsch? Plenarvortrag am 25. November 2006 in der Bundespressekonferenz. In: Der Sprachdienst 51, 42–52
- Mattheier, Klaus J. (1995) Sprachgeschichte des Deutschen: Desiderate und Perspektiven. In: Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien. Hrsg. v. Andreas Gardt/Klaus J. Mattheier/Oskar Reichmann. Tübingen, 1–18
- Meineke, Eckhard (1992) Althochdeutsche Prosasyntax und die Pariser Gespräche. In: Althochdeutsch. Syntax und Semantik. Akten des Lyoner Kolloquiums zur Syntax und Semantik des Althochdeutschen (1–3 März 1990). Hrsg. v. Yvon Desportes. Lyon, 323–357
- Metcalfe, Allan A. (2002) Predicting New Words. The Secrets of Their Success. Boston/New York
- Moser, Hugo (1985) Die Entwicklung der deutschen Sprache seit 1945. In: Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Hrsg. v. Werner Besch/Oskar Reichmann/Stefan Sonderegger. 2. Teilbd. Berlin/New York, 1678–1707. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.2)
- Munske, Horst Haider (1995) Ist eine europäische Sprachgeschichtsschreibung möglich? In: Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien. Hrsg. v. Andreas Gardt/Klaus J. Mattheier/Oskar Reichmann; Tübingen, 399–411. (Reihe Germanistische Linguistik 156)
- Opaschowski, Horst W. (1999) Generation @. Die Medienrevolution entläßt ihre Kinder. Leben im Informationszeitalter. Hamburg
- Peust, Carsten (2005) [Rezension von] Theo Vennemann: Europa Vasconica – Europa Semitica (Hrsg. Patricia Noel Aziz Hanna). (Trends in Linguistics, Studies and Monographs 138) Berlin: Mouton de Gruyter 2003. XXII + 977 Seiten. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 24, 127–132
- Polenz, Peter von (1999) Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. 3. Berlin/New York
- Reichmann, Oskar (unter Mitwirkung von Christiane Burgi/Martin Kaufhold/Claudia Schäfer) (1988) Zur Verikalisierung des Varietätenspektrums in der jüngeren Sprachgeschichte des Deutschen. In: Deutscher Wortschatz. Lexikologische Studien. Ludwig Erich Schmitt zum 80. Geburtstag von seinen Marburger Schülern. Hrsg. v. Horst Haider Munske/Peter von Polenz/Oskar Reichmann/Reiner Hildebrandt. Berlin/New York, 151–180
- Reichmann, Oskar (1990) Sprache ohne Leitvarietät vs. Sprache mit Leitvarietät: ein Schlüssel für die nachmittelalterliche Geschichte des Deutschen? In: Deutsche Sprachgeschichte. Grundlagen, Methoden, Perspektiven. Festschrift für Johannes Erben zum 65. Geburtstag; hg. v. Werner Besch; Frankfurt am Main u. a., 141–158
- Reichmann, Oskar (1992) Periodisierung und Raumgliederung des Deutschen. In: Offene Fragen – offene Antworten in der Sprachgermanistik. Hrsg. v. Vilmos Ágel/Regina Hessay. Tübingen, 177–201. (Reihe Germanistische Linguistik 128)
- Reichmann, Oskar (1993) Europäismen im Wortschatz von Einzelsprachen. In: Aufbau, Entwicklung und Struktur des Wortschatzes in den europäischen Sprachen. Motive, Tendenzen, Strömungen und ihre Folgen. Beiträge zum lexikologischen Symposium in Heidelberg vom 7. bis 10. Oktober 1991. Hrsg. v. Baldur Panzer. Frankfurt am Main u. a., 28–47
- Reichmann, Oskar (1998) Sprachgeschichte: Idee und Verwirklichung. In: Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2., vollst. neu bearb. u. erw. Aufl. Hrsg. v. Werner Besch/Anne Betten/Oskar Reichmann/Stefan Sonderegger. 1. Teilbd. Berlin/New York, 1–41. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.1)
- Reichmann, Oskar (2003) Die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache: Wo bleiben die Regionen? In: Die deutsche Schriftsprache und die Regionen. Entstehungsgeschichtliche Fragen in neuer Sicht. Hrsg. v. Raphael Berthele/Helen Christen/Sibylle Germann/Ingrid Hove. Berlin/New York, 29–56. (Studia Linguistica Germanica 65)
- Reichmann, Oskar/Wegera, Klaus-Peter (1988) Frühneuhochdeutsches Lesebuch. Tübingen

- Reiffenstein, Ingo (2003) Bezeichnungen der deutschen Gesamtsprache. In: Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2., vollst. neu bearb. u. erw. Aufl., hrsg. v. Werner Besch/Anne Betten/Oskar Reichmann/Stefan Sonderegger. 3. Teilbd. Berlin/New York, 2191–2205. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.3)
- Riecke, Jörg (2007) Übersetzen aus dem älteren Neuhochdeutschen? Zum Problem der (Un-)Verständlichkeit auch der klassischen Literatur. In: Wissenschaften im Kontakt. Kooperationsfelder der Deutschen Sprachwissenschaft. Festschrift für Albrecht Greule. Hrsg. v. Sandra Reimann/Katja Kessel. Tübingen, 45–51
- Roelcke, Thorsten (1995) Periodisierung der deutschen Sprachgeschichte. Analysen und Tabellen. Berlin/New York. (Studia Linguistica Germanica 40)
- Runkel, Jens/Peter Schlobinski/Torsten Siever (1998) Sprache und Kommunikation im Internet. Überblick und Analysen. Opladen/Wiesbaden
- Schlobinski, Peter (2000) Chatten im Cyberspace. In: Die deutsche Sprache zur Jahrtausendwende. Sprachkultur oder Sprachverfall? Hrsg. v. Karin M. Eichhoff-Cyrus/Rudolf Hoberg. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich, 63–79. (Thema Deutsch 1)
- Schlobinski, Peter (Hg.) (2006) Von *hdl* bis *cußr*⁺. Sprache und Kommunikation in den Neuen Medien. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich. (Thema Deutsch 7)
- Schmidt, Hartmut (2002) Frühneuhochdeutsche Zustände im Spätneuhochdeutschen? In: Das Wort. Seine strukturelle und kulturelle Dimension. Festschrift für Oskar Reichmann zum 65. Geburtstag. Hrsg. v. Vilmos Ágel/Andreas Gardt/Ulrike Haß-Zumkehr/Thorsten Roelcke. Tübingen, 321–342
- Schwerdt, Judith (Hg.) (2002) Die Kontroverse um die 2. Lautverschiebung. Frankfurt a. M. u. a. (Dokumentation Germanistischer Forschung 5)
- Sommerfeldt, Karl-Ernst (Hg.) (1988) Entwicklungstendenzen in der deutschen Gegenwartssprache. Leipzig
- Sonderegger, Stefan (1979) Grundzüge deutscher Sprachgeschichte. Diachronie des Sprachsystems. Bd. I: Einführung – Genealogie – Konstanten. Berlin/New York
- Sonderegger, Stefan (2000) Reflexe gesprochener Sprache im Althochdeutschen. In: Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2., vollst. neu bearb. u. erw. Aufl., hrsg. v. Werner Besch/Anne Betten/Oskar Reichmann/Stefan Sonderegger. 2. Teilbd. Berlin/New York, 1231–1240. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.2)
- Stark, Franz (2000) Sprache als Instrument der Außenpolitik. In: Die Zukunft der deutschen Sprache. Eine Streitschrift. Hrsg. v. Helmut Glück/Walter Krämer. Leipzig/Stuttgart/Düsseldorf, 19–42
- Steger, Hugo (1979) Gesprochene Sprache. Zu ihrer Typik und Terminologie. In: Deutsche Gegenwartssprache. Entwicklungen. Entwürfe. Diskussionen. Hrsg. v. Peter Braun. München, 172–205. (Kritische Information 79)
- Stückel, Gerhard (Hg.) (1990) Deutsche Gegenwartssprache. Tendenzen und Perspektiven. Berlin/New York. (IDS-Jahrbuch 1989)
- Stöckhardt, Julia (1999) [Wörter des Jahrhunderts.] Pille. In: Der Sprachdienst 43, 252
- Stöckhardt, Julia (2000) Sprachpflege: Was, wozu, für wen, wie? Vier Fragen – vier Thesen. In: Der Sprachdienst 44, 204–209
- Teuber (1998), Oliver: *fasel beschreib erwähm* – Der Inflektiv als Wortform des Deutschen. In: Germanistische Linguistik 141–142, 7–26
- Vennemann, Theo (1994) Dating the Division between High and Low Germanic. A summary of arguments. In: Language Change and Language Structure. Older Germanic Languages in a Comparative Perspective. Hrsg. v. Toril Swan/Endre Mørck/Olaf Jansen Westvik. Berlin/New York, 271–303. (Trends in Linguistics, Studies and Monographs 73)

- Wegener, Heide (1999) *Syntaxwandel und Degrammatikalisierung im heutigen Deutsch? Noch einmal zu weil-Verbzweit*, in: *Deutsche Sprache* 27, 3–26
- Weinrich, Harald (1984) Die Zukunft der deutschen Sprache. In: Die deutsche Sprache der Gegenwart. Vorträge gehalten auf der Tagung der Joachim Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften Hamburg am 4. und 5. November 1983. Göttingen, 83–108. (Veröffentlichungen der Joachim Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften Hamburg 51)
- Wimmer, Rainer (1983) Sprachkritik und reflektierter Sprachgebrauch. In: *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 51, 3–14
- Wimmer, Rainer (1984) Sprachkritik und Sprachkultur. In: *Tendenzen der deutschen Gegenwartssprache*. Hrsg. v. Hans Jürgen Heringer u. a. Tübingen, 253–264
- Zaimoğlu, Feridun (1995) *Kanak Sprak: 24 Mißtöne vom Rande der Gesellschaft*. Hamburg